

München 1962

E. von Krosigk

DIE WESTANLAGEN VON ST. THOMAS IN STRASSBURG

UND ST. GEORG IN SCHLETTSTADT

Inaugural - Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades

der Philosophischen Fakultät

der Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Eckhard von Knorre

aus Küstrin

Separatdruck aus dem Jahrbuch der Staatlichen Kunstsamm-
lungen in Baden-Württemberg Band II Deutscher Kunstverlag

München-Berlin

1965

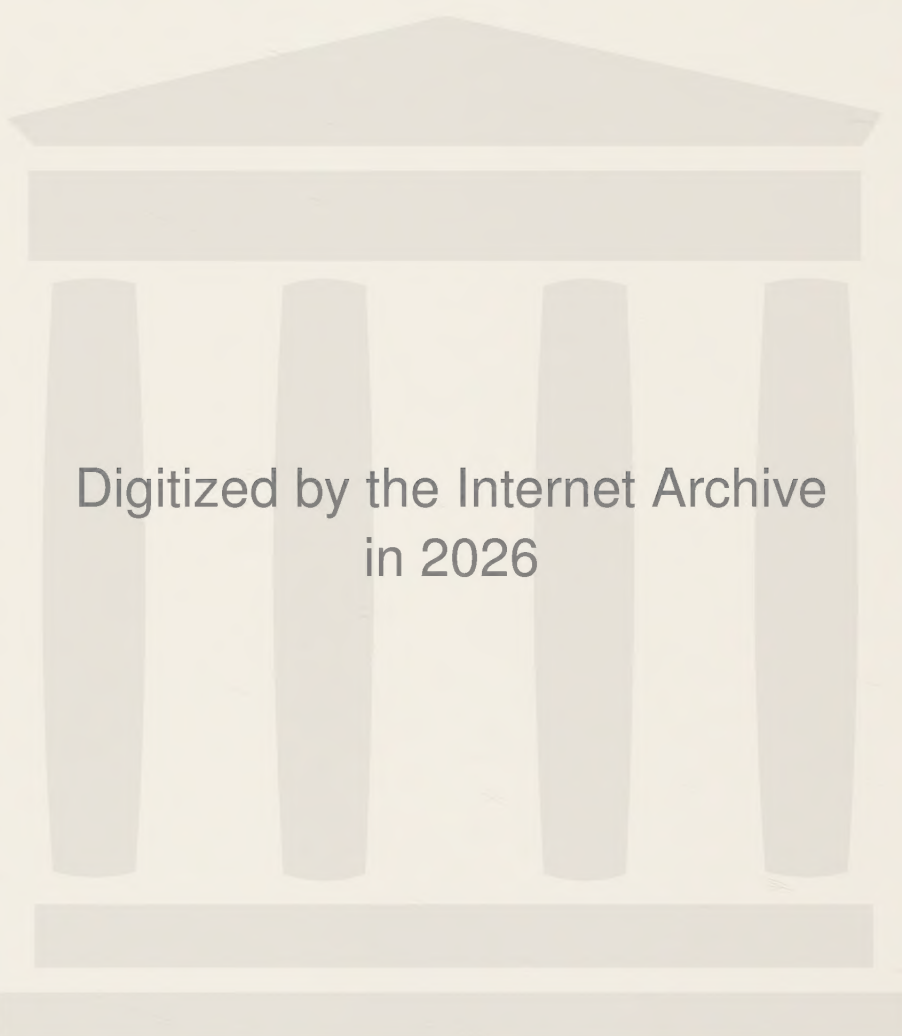
Referent: Prof. Dr. Werner Gross
Korreferent: Prof. Dr. Hans Sedlmayr
Tag der mündlichen Prüfung: 20. 12. 1962



Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen
in Baden-Württemberg · Zweiter Band · 1965

Sonderdruck

Deutscher Kunstverlag München Berlin



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41547415_0038

Die Westanlagen von St. Thomas in Straßburg und St. Georg in Schlettstadt

Der Westbau von St. Thomas in Straßburg

Ein dreistöckiger Turm und ein zweistöckiger Quertrakt sind die Bauelemente, die sich am Westwerk der Stiftskirche St. Thomas in Straßburg durchdringen. Sie bilden einen monumentalen Fasadensblock, der sich in der ausgespannten Flächigkeit seines schönen Quaderwerks und in der Präzision seiner Detailformen als ein Werk von künstlerischem Rang zu erkennen gibt.

Neuere Forschungen über diese Kirche existieren nicht. Die ältere Literatur beschränkt sich in den Abschnitten, die den Westbau betreffen, auf eine Beschreibung, eine Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes (wobei die Turmerhöhung von 1366 und die Zusetzung der Vorhallenarkatur am Anfang des 14. Jahrhunderts abgezogen werden müssen) sowie auf eine Datierung in die Zeit des Übergangsstils; diese wird aus dem aufgezeigten Zusammenhang mit den Ostteilen des Münsters in Straßburg und aus dem Schwanken zwischen romanischen und gotischen Formen begründet. Gelegentlich begegnet der Hinweis auf verwandte elsässische Westwerke¹.

Es fehlt jedoch eine genauere Ableitung von diesen älteren Westwerken her und eine Definition der Unterschiede zu ihnen und den Ostteilen des Münsters. Damit aber könnte man der historischen Stellung des Baus und dem künstlerisch Eigenen seiner Erscheinung näher kommen. Deshalb soll hier die Interpretation des Bauwerks aus dem Vergleich mit den Vorformen heraus entwickelt werden.

Die einzige, deutlich ausgesprochene Herleitung stammt von Hans Reinhardt und hängt mit seiner umstrittenen Rekonstruktion des alten Straßburger Münsterwestwerks zusammen. Er behauptet, der Westbau von St. Thomas sei ein enger Nachfolger, ja, der Turm eine Kopie jenes ottonischen Baus². Die Frage ist geeignet, in die bauarchäologischen Probleme unserer Fassade einzuführen.

Allein ein Blick auf die Disposition beider Bauten zeigt große Unterschiede. Das Knapp-Gefäßte des Münstergrundrisses steht in Gegensatz zu dem Reichen und In-die-Tiefe-Gestaffelten desjenigen von St. Thomas-West. Die sicher zu rekonstruierende Vorhalle nimmt hier nur die vordere Hälfte des Ganzen ein. Ging man durch das innere Portal hindurch (dessen Tympanon wahrscheinlich das heute an der linken Chorschanke eingemauerte Thomasrelief gewesen ist), so befand man sich immer noch im Westbau — mit Emporen an den Seiten und rückwärts über der Vorhalle. Der Westbau öffnete sich ganz dem Langhaus. Und dieses griff bis zur rosenbesetzten Westwand durch, denn die Empore über der Vorhalle besaß keine abschnürende, eingezogene Arkade, wie man am Gewölbe heute noch nachprüfen kann.

Für diese Verhältnisse an St. Thomas gibt es als deutliche Vorstufe den Westbau der Klosterkirche in Maursmünster. Er allein unter allen elsässischen Westwerken hat auch die zweigeteilte Staffelung in die Tiefe. Im vorderen Abschnitt liegt dort eine Zweiturmfront mit Vorhalle; dahinter erstreckt sich ein Quertrakt mit schwerem mittlerem Turmaufsatz und großer Empore im Innern. Betrachtet man von daher das Erdgeschoß von St. Thomas-West, dann weisen die größere Mauerstärke, die zusätzlichen Lisenen und die äußerst kleinen Fenster an den vorderen Seitenjochen auf Ansätze von Doppeltürmen in der Art von Maursmünster hin³.

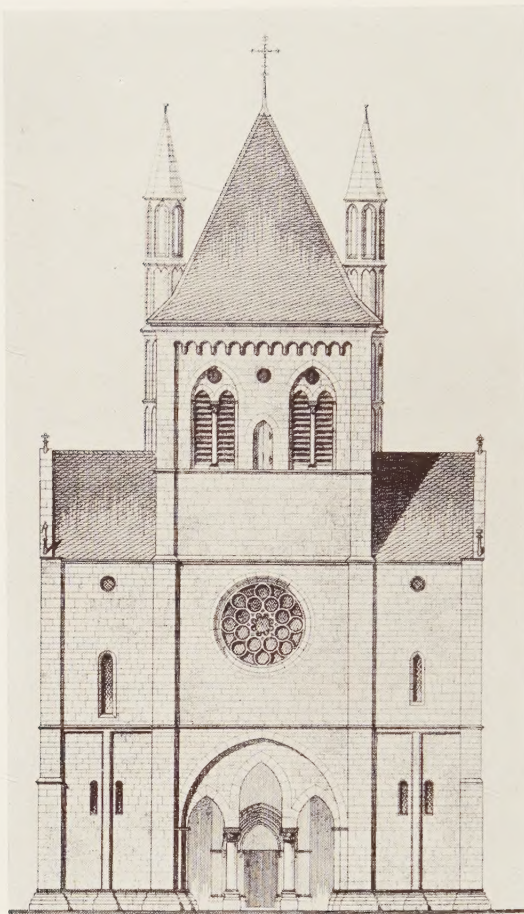
Tatsächlich läßt sich auch ein Planwechsel mit der veränderten Steinfarbe oberhalb des ersten Kaffgesimses belegen. Schneegans (vgl. Anm. 1) beobachtete 1842 zum erstenmal diesen Unterschied, der seitdem als bauhistorisches Indiz vernachlässigt wurde. Ergänzt wird die Beobachtung durch die Lanzettfenster des zweiten Stockwerks, die genau über den Zwischenlisenen sitzen — eine Anord-



1. Straßburg, St. Thomas von Nordwesten



2. Straßburg, St. Thomas von Westen



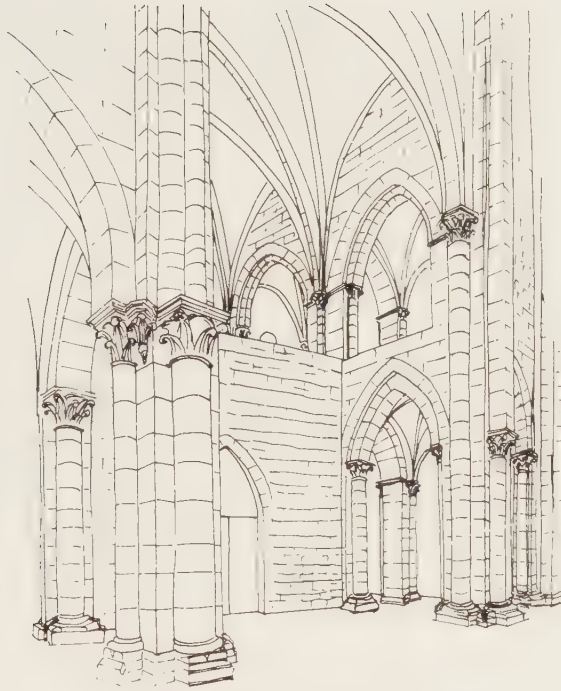
3. Straßburg, St. Thomas. Rekonstruierter Aufriß der Fassade nach Schäfer/Stiehl (Die Kapitelle und Säulen des Eingangs sind schlanker zu denken)

nung, die gleichfalls gegen eine einheitliche Planung spricht. Es kann deshalb von der Abhängigkeit von einem einzigen Vorbild — insbesondere dem des alten Münsterwestwerks — keine Rede sein. Trotzdem ist eine erstaunliche Kontinuität gewahrt, so daß man den Bau als eine Einheit nehmen muß in dem Sinne, daß die Ansätze des ersten Plans gänzlich in die neue Konzeption eingearbeitet worden sind.

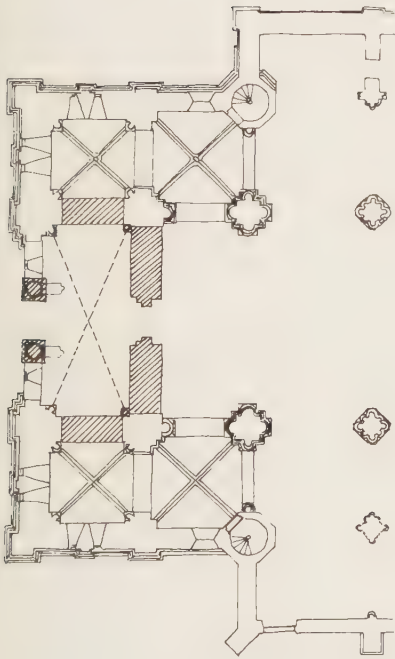
Die Ausführung nach dem ursprünglichen Plan hätte von Maursmünster nur die Fronttürme übernehmen können, für einen Mittelturm wäre kein Platz geblieben. Bei der endgültigen Ausführung hat man sich jedoch auf einen Querbau mit Mittel-

turm beschränkt, wie er am rückwärtigen Westwerkabschnitt von Maursmünster schon besteht, und hat ihn aufs Ganze ausgedehnt. Die formale Verwandtschaft der Turmaufsätze beider Kirchen mit Doppelfenstern, Okuli und Rundbogenfriesen macht auch hier, nach dem Planwechsel, diese genetische Verbindung wahrscheinlich. Zugleich aber zeigt sich im Detail der mächtige Einfluß der Bauhütte des Münsterquerhauses, der von der stilistischen Ausprägung der älteren Westwerke zur Frühgotik hinführt.

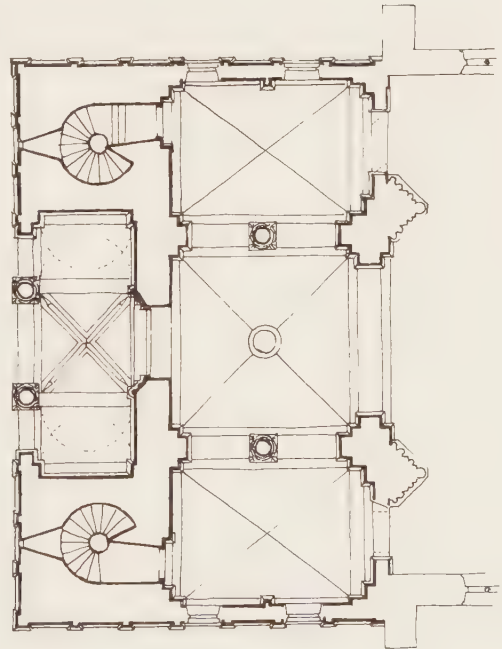
Mit dem Ausladen des Querbaues, dessen Seitenfronten nichts Langhausmäßiges haben, und mit dem Aufsteigen des Turms setzte sich der West-



4. Straßburg, St. Thomas.
Rekonstruktionsskizze für das Innere des Westbaus



5. Straßburg, St. Thomas. Grundriß des Westbaus
6. Maursmünster, Klosterkirche, Grundriß des Westbaus



bau von St. Thomas sicherlich vom ursprünglichen Langhaus deutlich ab. Die auffällige Tiefenerstreckung verleiht ihm ein starkes Volumen. So wirkt

er wie ein selbständiger Organismus. Diese Selbständigkeit ist auch ein Kennzeichen der älteren Westwerke.

Die elsässischen Westwerke

Westwerke wie Lautenbach, Maursmünster, Niedermünster und Andlau schließen sich aber nicht nur vom Langhaus ab, sondern sind auch in sich selbst verschlossen, starr⁴. Lisenen, durch Friese miteinander verkettet, umlaufen die Stockwerke des kaum durchfensterten Baublocks wie eine strenge, eng umschließende Ordnung. Die Wand selbst liegt dazwischen zurückgesetzt, zu kleinen Streifen fragmentiert, unfrei, ohne konstitutive Bedeutung. Ornamentplatten, Schichtwechsel und unsystematisch, wenn auch symmetrisch angeordnete kleine Fenster können sie in bunter Abwechslung beleben. Charakteristisch ist die Art, wie zum Beispiel die ornamentalen Fensterumrandungen in Maursmünster reliefiert werden. Flach, unfest, in wechselnder Bewegung, teppichhaft, konturlos — bleiben sie ohne bestimmende Rahmenwirkung. Nicht einmal die Rechteckform ist streng eingehalten. Eine solche Rahmung könnte nicht in freier, weiter Fläche oder an funktionsmäßig wichtiger Stelle bestehen. Die Wand und ihr Schmuck sind von der Verantwortung des Ordners und Gliederns entbunden.

Die verstreuten Füllmotive führen ein wie zufälliges Leben (so setzen sich die figürlichen Reliefs willkürlich über die Quaderfugen hinweg). Die Lisenen dagegen folgen sich unerbittlich im gleichen Abstand, sich scharf abzeichnend, als ordnender Faktor. Noch ist keine Möglichkeit angedeutet, daß sich die Wand zwischen ihren »Käfigstäben« einmal wird frei weiten und dehnen können. Die Summe aller Bauteile aber, der ordnenden und der füllenden, formt sich zur blockhaft geballten, festungsartigen Gestalt des Ganzen. Der obere Abschluß wird von der Dreizahl beherrscht: Gewöhnlich flankieren zwei Türme einen Mittelgiebel — in Maursmünster kommt ein zurückgesetzter Mittel-turm hinzu. Auf jeden Fall sind die Flanken dadurch besonders gefestigt, das Ganze ist gestrafft, während die Mitte der Komposition aufgelockert

werden kann. Dort öffnet sich weit in einem oder in drei Bögen die Vorhalle und stellt sich in scharfen Kontrast zum geschlossenen Block. Sie unterbricht schroff das Lisenensystem (Andlau) und überspielt völlig die winzigen Fenster. Verschlossenheit und weite Öffnung, wie paßt das zusammen? Nun erscheint die Öffnung von außen — besonders von weitem — höhlenartig dunkel. Man kann diese Vorhallen nicht einladend nennen. In ihrer ungewissen Dunkelheit haben sie genau das Drohende wie die Fassaden im ganzen. Das ist bei aller Feinheit und Pracht immer spürbar.

Von solchen Westwerken kommt die Fassade von St. Thomas in Straßburg her. Doch scheint dieser Bau auf den ersten Blick viel ärmlicher und kraftloser zu sein. Er besitzt nur einen Mittel-turm, somit ist der Charakter der vieltürmigen, trotzigen Festung (Maursmünster!) ganz abgestreift. Die enge Lisenenordnung hat sich geweitet, der Bau läßt in die Breite aus, daher fehlt ihm die strenge, kraftvolle Zusammenballung. Die Wandflächen sind von Ornamenten wie leer gefegt (einiges Blattwerk hat sich ans linke Dachgesims zurückgezogen, drei ornamentale Köpfe sind in die Arkaden des Rundbogenfrieses am Turm gedrängt), damit ist die bunte Pracht verlorengegangen. Im Innern fehlen die breiten Wendeltreppen zu seiten der Vorhalle; sie sind statt dessen — klein und steil — in die äußersten Ecken versetzt. Die große Empore über der ehemaligen Vorhalle war nicht mehr gegen das Langhaus hin abgeschirmt als ein Raum besonderer Distanziertheit; folglich ist in der Innenraumgestaltung der Anklang an herrscherliche Westwerke, den man bis dahin im Elsaß oft beobachten konnte, verlorengegangen.

Liegt also in jeder Hinsicht ein Verlust an Intensität und Vielfalt vor? Als Bereicherung fällt zunächst nur das Motiv des mit Maßwerk gefüllten Rundfensters auf. Es schwebt groß, frei und ruhig



7. Maursmünster, Klosterkirche, Detail der Fassade

in der zart gespannten Fläche der Fassade. Das ist etwas völlig Neues! Ein zeichnerisch aufgefaßtes Binnenmotiv, das der freien Fläche bedarf, wird — wenn auch noch zaghaft — zum Zentrum einer Fassade gemacht und zu einer geheimen Ordnungsmacht erhoben. Damit hat sich die Auffassung des Westwerks von der starren, aufgetürmten Block-

wirkung zum ausgebreiteten Schaubild verschoben. Das Verhältnis der Lisenen und Gesimse zur Wand ist umgekehrt. Als weite Rahmenform dienen sie nun der Fläche, die sie vorher eng bedrängten. Aus den gewonnenen Feldern verschiedener Proportionen baut sich die flächige Fassade auf.

Das Rahmengerüst

Wir stellten fest, die Lisenenordnung habe sich gelockert. Sind es überhaupt Lisenen der alten romanischen Art? Man möchte sie eher ganz flache Strebe-
-3 pfeiler nennen, denn sie wachsen — mit Ausnahme der kleinen Zwischenlisenen in den unteren Seitenfeldern, die ja von einer verworfenen ersten Bauausführung stammen — sich verjüngend, vom Sockel bis zum Dach durch, und die Horizontalgesimse — echte gotische Kaffgesimse — verkröpfen sich um sie. Sie stehen nur an den Kanten des Turms und des Querbaus als eine Art struktives Gerüst. In der westlichen Fassadenebene stehen vier solcher Streben — die beiden Turmstreben höher

als die seitlichen und so, daß die Turmbahn breiter ist als die Seitenabschnitte. Die Horizontalteilung fällt durch die dünnen Kaffgesimse sehr viel schwächer aus.

Bei den älteren Westwerken, wie überhaupt in der Romanik, sind es gerade die schweren, waagerechten Gesimse, die ununterbrochen durchlaufen und liegende, bandartig umlaufende Stockwerke abteilen. In Straßburg, St. Thomas, tritt die Geschoßteilung zugunsten einer umfassenden Kontinuität der Fläche mehr zurück. Diese Kontinuität kann sich mit Hilfe der verbindenden Quaderung auch über die senkrechten Streben hinweg herstel-

len. Deshalb reicht die Beschreibung der Streben als struktives Gerüst zur Charakterisierung noch nicht aus. Statt in körperlichem Sinne durchzustrukturieren, gibt das Rahmengerüst aus Streben und Gesimsen vielmehr eine Proportionsteilung des vorhandenen Flächenkontinuums an. Wie die verschieden bemessenen Felder zueinandergeordnet sind, darin spricht sich die bauliche Wirkung des »Gerüsts« aus.

Der Turm gewinnt seine standfeste Behäbigkeit über seine wahren Maße hinaus noch dadurch, daß er in liegende Felder geteilt ist, während die Seitenabschnitte, die doch Träger der Breitenausdehnung sind, hochrechteckig gerahmt werden. Das ergibt ein Retardieren in der Höhenrichtung des Turms und in der Ausladung des Querriegels; es nimmt beiden Richtungen jegliche Heftigkeit, beide sind ineinander verschränkt.

Rosen- und Portalfeld gehören beiden Richtungen an, liegen in der Durchdringungszone; so ist die Komposition im Umriß eng zusammengekommen, ohne jedoch im einzelnen geballt zu wirken oder dynamisch auf einen Mittelpunkt zuzulaufen. Ein Schwebezustand ist erreicht, aus dem sich nur der Turm leicht heraushebt: von vornherein durch die größere Kraft der Streben gegenüber den Gesimsen, aber auch durch ein Korrespondieren der Vorhallenarkatur unten mit den Turmfenstern oben. Schließlich antwortet — und das ist ein weiteres kompositorisches Mittel — dem starken Sockel am Boden über die Distanz mehrerer Zonen hinweg der Rundbogenfries am Turm, der in seiner Mächtigkeit gar nicht nur dem Turmfreigeschoß gelten kann (an der Ostseite des Turms, wo der Bezug zum Sockel fehlt, ist der Fries bezeichnenderweise sehr viel kleiner gehalten). So wird die Turmhöhe im ganzen zusammengefaßt.

Sicher macht sich in den Neuerungen dieses Baus, vor allem in der Vertikalisierung, die Gotik bemerkbar. Aber es ist keine französische Gliedergotik, die er anstrebt, sondern ein Flächenstil, auf den weder das Wort »spätromanisch« noch »frühgotisch« recht passen will. Der Gegensatz zur kraftvollen, fast klobigen Gewalt der Frühgotik am Oberrhein, die burgundisch-zisterziensischer Herkunft ist, liegt

auf der Hand. Wohl sind Streben vorhanden und verbinden sich mit Kaffgesimsen zu einer Struktur, aber diese scheint wie in die Fläche versunken. Nur an den Ecken des Gebäudes kommt sie frei zum Vorschein, ehemals auch am Portalbogen: wo Turmstreben und Arkatur der Vorhalle zusammentreffen, bildeten sich richtige Pfeiler mit dreifacher Stufung vom Sockel an, und so sah es aus, als stehe der Turm gleichsam auf Füßen. Der große Blendbogen verstärkte diesen Eindruck, weil er, leicht zugespitzt, die von oben herabwirkende Last teilt und auf die Pfeiler ableitet. Aber diese Formen sind nicht kraftvoll schwellend oder mächtig ausgreifend, wie es die Frühgotik liebt, sie zeigen sich wenig erhaben, kantig, der Fläche verwandt, und so wundert es nicht, wenn sie sich ihr ohne weiteres als Rahmenform fügen. Das Herauskehren zartflächiger Felder ist weder frühgotisch noch spätromanisch im herkömmlichen Sinne. Es gehört einer Stilströmung an, die schon auf Spätgotik und Renaissance zuläuft und die gleichzeitig etwa von der Dominikanerkirche in Regensburg repräsentiert wird⁵.

Das Turmfreigeschoß sieht zunächst für die Mitte des 13. Jahrhunderts — in diese Zeit muß der Abschluß der Bauarbeiten fallen — sehr altertümlich aus. Seine Bestandteile: gekuppelte Klangarkaden, Rundbogenfries an einem lagernden Geschoß, sind Elemente des 12. Jahrhunderts. Bereits in der Zeit um 1200 gab es in Deutschland und gerade im Elsaß eine viel fortschrittlichere, nämlich plastischere und zugleich gliederhafte Bauweise für Turmgchosse. Bei ihr sind die Turmkanten durch ein Kämpferband als tragende Stützen interpretiert und die Wandstücke zwischen zwei Fenstern als reiche Bündelpfeiler durchgeformt, so daß ein Stockwerk nicht mehr als ein flächig begrenzter Block, sondern eher als offene Pfeilerhalle aufzufassen ist. So der Vierungsturm von St. Fides in Schlettstadt, drei Geschosse der Westtürme von St. Leodegar in Gebweiler, die Westteile des Mainzer Doms, der Turm von St. Johann in Schwäbisch Gmünd usw. Solche Gestaltung geht auf Frankreich zurück, wo es sie schon viel früher und außerordentlich weit verbreitet gibt. Ein markantes Beispiel ist Notre-Dame-en-Vaux in Châlons-sur-Marne.

Von da aus gesehen, erscheint der Turm von St. Thomas sehr konservativ. Vergleichen wir jedoch genauer mit der hochromanischen Art, quadratische Türme zu bauen, so ergeben sich auch dazu grundlegende Unterschiede. Seit dem 12. Jahrhundert war in Deutschland eine nahezu gleichmäßige Stockwerkteilung der Türme die Regel. Der Aufbau bestand meist aus aufeinandergesetzten ähnlichen Blöcken. Das heißt, die Horizontalgesimse waren von entscheidender Bedeutung. Bei St. Thomas wird das Feld mit den Schallöffnungen nach unten hin weniger deutlich abgeschlossen als nach oben und den Seiten zu, ja, man weiß gar nicht, wo man die untere Grenze des Stockwerks annehmen soll: unmittelbar unter den Fenstern oder in dem Kaffgesims über der Rose. Und der Abschluß nach oben

hin, der Rundbogenfries, kann sich seiner Größe wegen gar nicht nur auf die Fensterregion beziehen, sondern auf den ganzen Turm — wir sagten, er antworte dem Sockel. Die Klangarkaden nehmen Beziehung zur Vorhalle auf. Fries und Fenster — als Kompositionsmotive des Ganzen, nicht eines beliebig oft wiederkehrenden Teils aufgefaßt — erlangen hier Selbständigkeit und Bedeutung als Einzelformen. So ist hier doch eine neue Stillage erreicht, als deren Hauptmerkmal sich wiederum die Fläche erweist. Es fällt nämlich auf, daß die Fenster an allen Seiten weit auseinandergezogen sind. Statt stärkerer Durchbrechung oder plastischer Stufung setzt sich auch hier die flächig gedehnte Wand durch.

Die Quaderung

Eine neue und wichtige Rolle spielt dabei die Quaderung. Die Steine sind zu einem großen Teil ungewöhnlich langgestreckt und in streng über die ganze Fassade durchgehaltenen Schichten aneinandergereiht. Es wechseln stärkere und schwächere Schichten. Am Zwischengeschoß unter den Klangarkaden des Turms alterniert die Höhe der Steinschichten besonders regelmäßig. Man hat geädertes Sandsteinmaterial bevorzugt und bei der Zurichtung der Quader darauf geachtet, daß die Äderung möglichst parallel zu den Längskanten verläuft. Das wirkt sich im kontinuierlichen Verlauf der Schichten besonders aus: die Steine schließen sich in der Horizontale eng zusammen. Sie können dies um so besser, als ihre Oberfläche breitflächig und ohne einen stark abgesetzten Randschlag bearbeitet ist, so daß sie nicht mehr so sehr als gerahmte Einzelstücke ausgeprägt sind, sondern zum Zusammenschluß in einer homogenen, glatten Wand neigen. Das Spiel der Farbschichten innerhalb jedes einzelnen Quaders findet seine Entsprechung auch im Großen. In bunter Mischung folgen intensiv rote, mehr blaßrote und im unteren Stockwerk häufig gelbliche Sandsteine, sich oft auf weite Strecken gleichfarbig zusammenreihend, dann wieder vereinzelt, aber meist so, daß sich übereinanderliegende

Schichten voneinander absetzen. Der Farbwechsel macht das Format der einzelnen Quader bzw. ihre Schichtung und damit die Wandstruktur eindringlich. Als ein Beispiel zu dieser allgemeinen Feststellung, zugleich als Beleg dafür, wie gerade im Elsaß die Quaderung wichtig genommen wird, mag die Westfassade von St. Fides in Schlettstadt angeführt werden. Dort nähern sich die Steine quadratischer Form. Das Alternieren zweier verschiedener Steinsorten — dunkelroter Sandstein und heller Granit — ist strenger durchgeführt. Jeder Quader steht mehr für sich. Auf diese Weise fällt die relative Richtungslosigkeit ihres Formates schwerer ins Gewicht. Sie suchen von sich aus auf der Oberfläche der Mauer keine optische Verbindung, greifen vielmehr dem Eindruck nach tief in den Mauerkern hinein, versteifen und verhärten ihn. Es entsteht der kristallisch-harte und massive Charakter dieser Fassade, die der Lisenenordnung leicht entbehren kann.

Die Quaderung am Westbau von St. Thomas in Straßburg führt in eine andere Richtung. Hier dehnen sich die Steine in die Länge und drängen zum Zusammenschluß in der Horizontale. Aneinandergereiht, fliehen sie in niedrigen Schichten zur Seite. Die ganze Wand spannt sich so als dünne Schicht,

ohne in die Tiefe zu wirken. Diese Schicht legt sich auch über die Streben, verkröpft sich wie die Kaffgesimse um sie und drängt sie in die Tiefe. Das ist nur möglich, weil die Strebepfeiler als breite Bänder gebildet sind, so daß sich selbst auf ihnen das Gestreckte der Quader und ihr Zur-Seite-Fliehen abspielen kann. Oft wird eine hellere Schicht des Wandfeldes erst auf dem benachbarten Streben-
 spiegel in eine dunklere Farbe changiert. Gerade die Quaderung, wie sie die Streben überzieht, ruft in Straßburg den Eindruck hervor, die Streben seien versunken und eine Quadertextur sei darüberge-
 spannt.

Es besteht eine merkwürdige Relation zwischen der Voluminosität der Westpartie von St. Thomas, die schon im Grundriß angelegt ist, und dem Willen, die Wand als verdünnt darzustellen. Das Resultat ist das eigentümlich Gedehte, das in jeder Ansicht des Baus auffällt und, wie wir sahen, selbst den Turm ergriffen hat. Die gewohnte kernhafte Festigkeit romanischer Bauten ist verloren gegangen. Das Verdünnen der Wand mutet wie eine Parallelerscheinung zur Gotik an, die ja auch die

Wand verdünnt; nur tut sie es bis zur Durchsichtigkeit des Stabwerks und der Glasfensterwände. Bei St. Thomas handelt es sich dagegen nur um ein Vortäuschen des Dünnen. In Wirklichkeit verblendet das Quaderwerk einen recht massiven Ziegelbau.

Und doch ist Zartheit, Kostbarkeit und Geschliffenheit hervorgekehrt und schaubar gemacht, zwar nicht durch motivischen Reichtum, wie im Zierwerk der Hochgotik oder im Ornamentschmuck der Romanik, sondern durch eine abstrakte Lebendigkeit der Fläche, die nur aus der Verwendungsart des Baumaterials hervorgeht, kein in sich sinnvolles Muster darstellt. Diese lebendige Struktur sieht man schon im einzelnen Quader: an seiner Äderung, an seiner Streckung; weiter im Quaderverband: am Scheckigen der Farbverteilung, am Fliehen der Schichten; schließlich in der Breitendehnung der gespannten Wand. Dies alles findet seine Entsprechung am Ganzen des Bauwerks: wie die Quader sich in die Breite dehnen, so läßt der Quertrakt als Baukörper aus. Und wie die horizontalen Steinschichten die vertikalen Streben durchziehen, so verschränkt sich der Querbau mit dem Turm.

Die Wandöffnungen

- 1, 2 Die Fenster interpretieren die Wand wiederum sehr deutlich als dünn und zart. Ihre Verglasung liegt ziemlich weit außen (nach innen führen dafür tiefe Gewändeschächte), und die Außenlaibungen bestehen nur aus einer kurzen, profillosen, wie herausgeschnittenen Schräge. Man kann hier genau die Worte gebrauchen, mit denen Ernst Adam das Verhältnis von Wand und Fenster am Unterbau des Freiburger Münsterturms charakterisiert: »Sie [die Wände] gleichen beinahe dünnen Häuten ... Das Fenster ... scheint wie aus der Wand herausgeschnitten ... Dominierend ist die gespannte Wandfläche.«⁹

Das Rosenfenster ist die größte Lichtöffnung, aber es reißt die Fläche nicht auf, noch übertönt es sie mit ausstrahlender Kraft. Vielmehr füllt sich das große Rund mit kleinen Rundformen, mit Kreisen, die sich um einen mittleren Achtpaß legen (das Motiv kommt vom südlichen Querarm des Straß-

burger Münsters her). Statt eines ausstrahlenden Kräftespiels, wie man es gewöhnlich bei Rosenfenstern dieser Zeit findet (mit kräftigen Radialspeichen), herrscht hier nur intern eine zentrierende Kraft, diese aber so stark, daß die äußeren Kreise in die Zwischenräume der inneren mit einer Spitze einfließen. Das Muster bleibt in sich gekehrt und flächig wie ein Netz.

Das Rosenfenster fehlt an den älteren elsässischen Westwerken. All seine symbolischen Möglichkeiten — vom Glücksrad bis zum Christussymbol — widersprechen dem weltlich-herrscherlichen Zug dieser Bauten. Ihre engen, unfreien Felder könnten dieser schwebenden, weder liegenden noch stehenden Form auch nicht den Spielraum geben, den sie in dem großen Mittelfeld von St. Thomas in Straßburg hat. Als selbst richtungslose Form paßt diese Rose genau zu dem Gehaltenen und Gezügelten, das in der Verschränkung der Bauteile begründet liegt.

Das leise Überwiegen der vertikalen Kräfte, das wir beobachteten, und die ungebundene Freiheit der Fläche markiert sie dadurch, daß sie in ihrem Feld hochgerückt ist.

Die Lanzettfenster an den Querarmen sind von äußerster Schlichtheit, sie besitzen keine Keilsteinbögen, ihr Bogenabschluß wie ihr Fußstück ist aus einem mächtigen Quader herausgeschnitten. Ebenso bestehen die Okuli aus einer Kreisöffnung in einem Stein. Damit ist ganz klar ausgesagt, daß die Quaderstruktur als das Primäre angesehen werden soll, die Fenster dagegen wie nachträglich herausgeschnitten erscheinen sollen.

Die Vorhalle öffnete sich ehemals in drei säulenteilten Arkaden, eine Lösung, die sich als Kombination der großen Rundbogenöffnung von Andlau und Niedermünster mit der Dreiarkadenöffnung von Straßburg-Werinhermünster, Lautenbach und Maursmünster erklärt. Als Einzelstück kommt diese Form in fast gleicher Ausprägung schon an der »Sängertribüne« im südlichen Querschiffarm des Münsters vor. Formal zeigt sich das Bestreben, die Öffnung flächig zu verstellen: das zurückgesetzte Wandstück unterhalb des großen Bogens hängt förmlich wie ein Vorhang herab, in die Öffnung hinein. Die ehemals eingestellten Säulen stützen es ab⁷. Ein Vergleich mit den Portalarkaturen von Lautenbach und Maursmünster ist aufschlußreich. In Lautenbach erscheinen die Pfeiler als Teil der ganzen Fassadenwand, ebenso die stämmigen Säulen in Maursmünster — mindestens ihre Kapitelle gehören ganz dem Medium der Mauer an. In Straßburg, St. Thomas, dagegen gibt sich alles vom großen Bogen Übergriffene als leichte, zierliche Füllform. Der drohend-dunkle Charakter der Vorhallenöffnung mag auf diese Weise weitgehend gemildert worden sein. Nun steht diese Öffnung auch

nicht mehr vereinzelt da — die Schallfenster am Turm sind ja ähnlich gebildet.

Vorhallenarkatur und Turmfenster, an denen die volle Mauerstärke offen zutage treten muß, geben weiteren Aufschluß über die Wandauffassung: die Wand soll in Schichten gesehen werden, die übereinanderliegen. Doch tritt eine Akzentverschiebung gegenüber der romanischen Zeit ein, wo die Zurückstufung dazu führte, den schweren inneren Mauerkern als das Primäre freizulegen und schaubar zu machen. An St. Thomas sieht es nicht so aus, als seien die inneren Schichten der Mauer der eigentliche Kern. Wenn durch die Stufung tiefere Schichten hervortreten, wirken sie eher — wie wir es am Eingang beobachteten — als sekundär. Die Aktivität der Wand liegt in der äußeren Schicht. Einen Hinweis dafür geben die Okuli am Glockengeschloß: in Maursmünster saßen alle drei (auf jeder Seite) über den Fenstern, nun sind zwei in die tiefere Wandschicht der Fenster eingelassen, die sie damit ins Ornamentale und Leichte verwandeln.

Die Seitenfronten des Westbaus isolieren sich ein wenig von der Westfassade, da sie eine eigene Motivkomposition aufweisen. Hier beherrscht eine wie ein Zitat anmutende Zwerggalerie das Bild (auf der Südseite nach dem Muster der Nordseite zu ergänzen), höhlt die Wand tief aus und durchbricht somit das Prinzip der strengen Flächigkeit. Jede Einzelheit dieses Motivs verrät seine Herkunft vom Münsterquerhaus.

Die Besonderheit der Ostseite sind zwei Treppentürmchen, die — zunächst mit drei Vierteln ihres Runds sichtbar — an den Ecken aufwachsen. Zwei ihrer Stockwerke überstiegen einst das Dachgesims des Turms als freie, luftige Gebilde, die als Vorläufer der herausgekehrten, virtuosen Treppenspindeln der Spätgotik betrachtet werden können.

Der Einfluß der Münsterbauhütte

Schon mehrfach waren uns Formen begegnet, die am Querhaus des Münsters wie am Westbau von St. Thomas gleichermaßen vorkommen. Daß dabei das Münster der gebende Teil ist, leuchtet allein von seiner Stellung als Metropolitankirche her ein. Das

Münster ist die wichtigste Bauunternehmung der Diözese. Sein Einfluß wird sich zuerst und am intensivsten auf die gleichzeitigen kirchlichen Bauvorhaben in der Stadt ausgewirkt haben. Wie weit reicht dieser Einfluß beim Neubau von St. Thomas-West?

Wir zählen zunächst kurz die übereinstimmenden Formen auf. Die Arkatur der Vorhalle von St. Thomas wiederholt die Bogenfolge der sogenannten Sängertribüne im südlichen Querhaus des Münsters. Die Zwerggalerie der Nordseite kommt vom Nordquerhaus, das Rosenfenster vom Südquerhaus des Münsters, von dessen Giebeln ist das Motiv dreier gestaffelter Fenster an den Nordgiebel von St. Thomas gelangt. Nach den Ansätzen zu urteilen, sollten die Treppentürmchen an der Ostseite unseres Turms ähnliche Bekrönungen erhalten wie diejenigen am Münsterquerhaus. Die meisten Übereinstimmungen ergibt ein Vergleich der Kapitelle. Schließlich passen die wenigen figürlichen Skulpturen an St. Thomas-West — namentlich der Posanenenengel an der Nordwestecke — in den Komplex, den Schmitt als »derbe Absenker des Ecclesiastiles« bezeichnet. Und zwar sind diese Stücke, deren Parallelen am Münster schon den ersten östlichen Langhausjochen aus den fünfziger Jahren des 13. Jahrhunderts angehören⁸.

Im Innern kommen hauptsächlich Kapitell-, Basen- und Profilformen in Betracht, die aus der Münsterbauhütte entlehnt sind. Das anfangs erwähnte Thomasrelief darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden; es steht dem Ecclesia-Meister selbst nahe.

Die relative Chronologie dieser Formen ist am Münster verhältnismäßig leicht festzustellen und im wesentlichen geklärt⁹. Trotzdem können von daher die beobachteten Beziehungen keine detaillierten Aussagen zum Bauverlauf von St. Thomas beisteuern, weil hier ältere und jüngere Formen des Vorbildes von unten auf nebeneinander verwendet wurden — ein Beweis für eine unbedingt späte Datierung des ganzen Baus in die Zeit, als die Ostteile des Münsters im wesentlichen vollendet waren. Lediglich der anfangs erwähnte Planwechsel läßt sich auf Grund der Verwandtschaft zu älteren gegenüber jüngeren Detailformen des Münsters belegen. Die Nahtstelle für das Innere zu fixieren, hat schon Kautzsch im Groben unternommen¹⁰. Auch hier gilt, daß die zweite Konzeption die ersten Anfänge, die nicht sehr weit gediehen waren, ganz überformt hat. Dazu einige Beobach-

tungen: Die gestaffelte Spitzbogenarkade im Erdgeschoß und die Rose im zweiten Stock von St. Thomas-West sind Formen, die am Münster zum Anteil des jüngsten Meisters des Querhauses, des »ersten Gotikers«, zählen, während die höher gelegene Zwerggalerie der Nordfront und gar der Rundbogenfries oben am Turm in seiner speziellen Ausführung von den mittleren Arbeiten seines Vorgängers, des vorletzten Meisters des Münsterquerhauses, abgeleitet werden müssen. Die Kapitelle der Zwerggalerie selbst gehen allerdings über das genannte ältere Vorbild wiederum hinaus und schließen sich den späten Kapitellen des Kapitelsaales über der Johanneskapelle des Münsters an. Die östlichen Pfeiler im Innern des Westbaus haben elegante Knospenkapitelle und für die Zeit moderne Tellerbasen mit Konsölnchen (etwa wie am Engelspfeiler des Münsters). Die westlichen Vorlagen tragen die gleichen oder noch fortschrittlichere Kapitelle, weisen aber altertümlichere Basen noch mit Eckzier auf. So besitzt die eine noch vorhandene Ecksäule in der ehemaligen Vorhalle zwar ein Knospenkapitell, aber dazu eine attische Basis; die Gewölbe in den Jochen der Doppelturmansätze neben der Vorhalle, die doch die ältesten Teile des Baus vorstellen, zeigen die jüngsten Rippenprofile — nämlich Birnstäbe — im Verein mit Kapitellen, die zusammen der Spätzeit des letzten Querhausmeisters (Einwölbung des Südquerarms des Münsters) entsprechen. Fest steht, daß die spitzbogige Eingangsarkatur (mit Knospenkapitellen — vgl. Anm. 7), die aus dem Formenschatz des »ersten Gotikers« am Münster herrührt, mit den ältesten Teilen unseres Westbaus nahtlos bindet. Daraus folgt: die älteren Ansätze wurden kontinuierlich ohne lange Bauunterbrechung in den modernsten Formen weitergeführt oder umgeformt, und trotzdem kamen im weiteren Bauverlauf doch wieder ältere Formen zu Wort.

Wir schließen daraus, der Westbau von St. Thomas habe in organisatorischer Freiheit und geistiger Distanz zur Münsterbauhütte gestanden, und sein Architekt habe bei der Auswahl der Motive nur an deren Schicklichkeit in seinem Konzept, nicht aber an ihre Modernität im Sinne der Gotik ge-

dacht. Dies bestätigt sich, wenn wir im folgenden die grundlegenden Gestaltungsprinzipien am Münsterquerhaus und an St. Thomas-West vergleichen.

Die Verminderung der Lisenenzahl zugunsten eines Aufbaus aus großen Feldern, der Hauptunterschied unseres Westbaus zu den älteren Westwerken, hat sich an der nördlichen Querschiff-Fassade des Münsters orientiert, also an einem reinen Werk des vorletzten Meisters dieser Bauteile. Schon hier gibt es außerordentlich breite Lisenen und, um sie verkröpft, sehr dünne Gesimse, die zusammen ein Rahmengerüst bilden. Auch die Quaderung kommt der von St. Thomas schon sehr nahe. Doch liegen gerade in der Wandauffassung entscheidende Unterschiede. Die besagte Fassade des Münsters füllt jedes Feld fast ganz mit der einen, tief ausgehöhlten Fensterform aus, deren profilierte Rahmung weit über die Fläche reicht, so daß ein lautes Prangen der schmuckhaften Öffnungen den Eigenwert der Fläche übertönt. Dies wird dann an der jüngeren Südfassade noch gesteigert. Die Rahmung und Umklammerung der Öffnungen verdrängt das schlichte Wandfeld völlig. Hier geht der Architekt des Westbaus von St. Thomas ganz eigene Wege. Der Einfluß der Münsterbauhütte kann nur als ein Element seiner Kunst gelten, wirkt sich aber nicht als Zwang aus. Man beurteilt dies am sichersten an den Umbildungen, denen er die übernommenen Motive unterzieht. Während man am Münster den Wandöffnungen zunehmend gliederhaft-plastische Rahmenformen gibt, um die Öffnungen hervorzuheben und ihren Primat vor der Wand zu sichern, erstrebt der Architekt von St. Thomas-West die untergeordnete Einbeziehung der Öffnungen in eine dominante Wand. Kennzeichen dieses Strebens ist die absolute Profillosigkeit des Eingangs wie der Fenster. Sowohl die »Sängertribüne« im Südquerschiff des Münsters wie auch die beiden Rosen an der Südfront dort haben einen mehrfach gestuften, aus

Kehlen und Stäben profilierten Rand. Die gleichen Öffnungen kehren an St. Thomas ganz schlicht wieder; an die Stelle der Profile ist eine bloße Quaderkante getreten.

Schon von seinen typologischen Vorbildern unterschied sich unser Westbau durch eine umfassende Reduktion. Auch von der Quelle seines Stils, dem Münsterquerhaus, entfernt sich der Bau durch Vereinfachung. Die Wendung zum Schlichten ist radikal. In ihr scheint sich eine ganz neue Zielsetzung zu offenbaren, von der in dem Abschnitt über Stadtbaukunst die Rede sein soll.

Der zerstörte Fassadenbau der Damenstiftskirche St. Stephan in Straßburg, der auch unter der Abhängigkeit des Münsters steht und der meist mit dem Westbau von St. Thomas in einem Atem genannt wird, tendiert nicht in die gleiche Richtung. Sein gut überliefertes Aussehen¹¹ spiegelt mehrere Bauphasen wieder, so daß er schwerlich als eine Einheit genommen werden kann. Soviel ist klar: dieser Bau sollte weder die Breitendehnung noch den Aufbau aus gerahmten Feldern wie St. Thomas haben, im Gegenteil, die vier aufsteigenden Lisenen werden an keiner Stelle von Horizontalen gekreuzt; der Bau besitzt keine Gesimse bis auf das Dachgesims, das aber von den Lisenen gar nicht erreicht wird; sie brechen vorher ab, ohne einen sinnreichen Abschluß gefunden zu haben. Statt dessen ergeben sich drei äußerst schmale Vertikalbahnen, die das Engbrüstige und Unkörperliche dieser Fassade betonen, Eigenschaften, die schon in ihrer Grundrißdisposition angelegt sind.

Gewiß wird man zugeben, daß die Fassade von St. Thomas bei weitem nicht an die Qualität der Querschiff-Fronten des Münsters heranreicht. Trotzdem haben die in ihr manifestierten Ideen in Süddeutschland eine tiefere Wirkung erlebt, weil mit ihnen eine lebenskräftige Alternative zur französischen Hochgotik geschaffen worden war.

Die Straßenlage

Aus alten Straßburger Ansichten geht hervor, daß die Fassade der Thomaskirche früher eine wichtige Rolle im südlichen Teil des Stadtbildes ge-

spielt hat. Eine Zeichnung von 1862 überliefert den Blick vom Illufer über die »Gedeckten Brücken« auf diesen Westbau, also jenen Blick, der sich bei der



8. Straßburg, Situationsskizze der Thomaskirche nach einem Plan des 18. Jahrhunderts
1 St. Thomas, 2 St. Thomas-Platz, 3 Münzgasse, 4 St. Thomasgasse

Einfahrt in die Stadt vom Schiff aus bot zu einer Zeit, als noch reger Schiffsverkehr den Fluß belebte. Trotz des niedrigen Standpunktes des Zeichners am Wasser steht die Fassade bis zur Rose hinab unüberschnitten frei da als eine ruhige Fläche, die diesem Stadtteil in ausgesprochenem Sinn zugewandt erscheint. Der bekronende Mittelturm assoziiert sich dank seiner schlichten, aber voluminösen Gestalt auffallend den gleichzeitig errichteten Befestigungstürmen der Stadtmauer und der Brücke.

10 Alte Ansichten, vom Finkweiler Staden aus aufgenommen, verdeutlichen eine überraschend enge Verbindung zwischen dem Westbau der Kirche und den umliegenden Häusern. Sie kommt dadurch zustande, daß der Fassadenquertrakt selbst wie ein durch besondere Größe hervorgehobenes Haus wirkt, dessen mächtiges Satteldach wie bei den anderen Häusern nach dem Straßennetz ausgerichtet ist. Heute ist die selbstverständliche Wechselwirkung zwischen Stadt und Kirche in der Fernsicht weitgehend zerstört und nur noch aus der Nähe zu erschließen¹².

8 Eine kleine Gasse führt von Westen unmittelbar auf die Fassade von St. Thomas zu. In Analogie zu anderen oberrheinischen Beispielen, wo auch eine Straße auf eine Kirchenfassade zuläuft (Straßburg, Münster; Speyer, Dom; Rufach, Pfarrkirche; Maursmünster, Klosterkirche), kann man vermuten, diese

Gasse sei eine Einrichtung älterer Zeit für einen Vorgängerbau der heutigen Kirche, nur in etwas verkümmerter Form überliefert.

Parallel zur Fassade verläuft die ehemalige Thomasgasse, in leichter Biegung von der Thomasbrücke herkommend. Die Thomasbrücke wird 1197 zum erstenmal erwähnt, ist aber sicher schon viel älter, denn zwischen Brücke und Kirche, also höchstens fünfzig Meter von ihr entfernt, stand ein Tor im Zuge der Stadtmauer, durch das vermutlich bis ins 13. Jahrhundert hinein die Ausfallstraße nach Basel führte¹³.

Eine dritte Straße, die Münzgasse, zielt auf die Nordwestecke der Kirche zu, um am Langhaus vorbei ihre Richtung auf das Zentrum der Stadt zu nehmen. Die Münz- und die Thomasgasse sind alte und siedlungsgeschichtlich wichtige Straßenzüge, die sich an der Kirche kreuzen. Schließlich führt noch eine Gasse genau auf die Nordfront des Westbaus zu.

Die Häuser der zuerst beschriebenen Gasse stammen zwar in ihrer heutigen Gestalt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, aber die Existenz von Häusern an ihrer Stelle läßt sich weit zurückverfolgen¹⁴. Diese nur 25 Meter lange Gasse läuft annähernd senkrecht auf die Fassade zu. Von ihrem Ende aus bietet sich ein Blickpunkt, der den besonderen Ausdruck des Bauwerks frei zur Entfaltung



9. Straßburg, Gedeckte Brücken mit St. Thomas; nach einer Zeichnung von 1862



10. Straßburg, St. Thomas; nach einer Lithographie um 1850

kommen läßt, ja ihn steigert: unüberschnitten steigt der Turm beherrschend auf. Die Querflügel sind von den Häuserfluchten abgeschnitten, so daß ihre seitliche Ausdehnung und das Seitwärtsfliehen der Quaderschichten als unbegrenzt weit erscheint. Das Flächenhafte der Fassade kommt als monumentale Straßenabschlußwand großartig zur Wirkung. Durch eine leichte Abwinkelung der Gasse nach Norden wird aber strenge Frontalität vermieden zugunsten einer Blickachse, die auch die Erhabenheit der Streben und die Zurückstufung der Ebenen zu seiten der Vorhalle und an den Turmfenstern plastisch hervortreten läßt, ohne daß der Eindruck der frontalen Wand an Mächtigkeit verliert.

Auch die Thomasgasse verläuft nicht streng in der Fluchtlinie der Fassade: sie zielt von Südwesten auf die Front. Normalerweise müßte, von der Thomasbrücke aus gesehen (ursprünglich also von einem Torbogen gerahmt), die Südseite des Westwerks am stärksten ins Gewicht fallen. Sie tritt jedoch ganz zurück, und es erschließt sich wieder am eindrucksvollsten die Westseite trotz starker Verkürzung. Die Verkürzung wirkt sich aber nicht als Verzerrung aus. Der große Abstand der vertikalen Bänder läßt diese auch in der weiten Distanz und in dem schrägen Blickwinkel nicht zu einem dichten »Vorhang« zusammenwachsen. Die Fläche wird nicht erstickt, dagegen wirken sehr intensiv die Quaderschichten. Immer noch bewahren die Felder ihre klare, aufbauende Kraft, und das Durchkreuzen der Rahmenleisten zu einem Gerüst tritt jetzt erst als Relief besonders deutlich hervor.

In der vorangehenden Epoche wurden solche schrägen oder gelenkten Blickbahnen noch kaum berücksichtigt. Es kam auf die Überschau der in sich geschlossenen Baufigur an. Jedes Einzelglied wies zurück auf das Ganze. Unsere ersten Vergleichsbeispiele — Lautenbach, Niedermünster, Andlau — stehen in mehr ländlicher Umgebung. Sie haben

freien Raum vor sich, es gibt keine festgelegten Blickrichtungen. Für sie wird die Fernwirkung wichtiger, bei der die Probleme der Verkürzung und Verzerrung des Gliederungssystems in den Hintergrund treten und nur noch die Umrisse sprechen.

Wieder einen anderen Aspekt bietet der Blick aus der Münzgasse. Man sieht auf die Kanten des Turms und des nördlichen Querarms. Damit wird nun auch das Volumen des ganzen Baukörpers klar, seine Anordnung und seine wahren Maße werden faßbar. Erst von hier aus gesehen, ergeben Haupt- und Nebenseite eine Einheit, in der sich der Baukörper in der kräftigen Stufung vom Querarm zum Turm aktiviert. Dafür muß nun die Westseite mehr zurücktreten.

Jede Straße erschließt ein neues Bild von diesem Bau und interpretiert ihn auf eine andere, wichtige Weise. Häuser und Straßen geben diesem Bauwerk den Rahmen, ohne den es Wirkung und Würde verlöre. Man muß neben das lebendige Bild der Kirche zwischen den Häusern die auf dem Reißbrett entstandene Aufrißzeichnung halten, um das Nackte und Erstarrte einer freigelegten Fassade zu erfahren. Ein erneuter Vergleich mit den Querhausfronten des Münsters lehrt auch in dieser Hinsicht Unterschiede. Diese würden durch eine seitliche Überschneidung empfindlich gestört, weil sie in sich abgeschlossen ruhen und durch nichts über sich hinausweisen; sie können ihre feste, umfangende Rahmung nicht entbehren. Der Fassade von St. Thomas dienen die Häuser (und ehemals selbst ein Stadttor) als sich im Gehen dauernd verschiebende Rahmung. Damit ist ein enger Kontakt zu dem Häusergefüge der Stadt hergestellt. Der Schritt von der anfangs geplanten Zweiturmfront zum Einzelturm ist in diesem Zusammenhang bedeutsam. Denn die in sich ruhende Komposition einer Doppelturmfassade wäre von den überschneidenden Häusern beeinträchtigt worden.

Der Westbau von St. Thomas als Werk der Stadtbaukunst

In der hochmittelalterlichen Stadt wird der Blick durch unregelmäßige Häuserschluchten gelenkt. Der Baumeister des Westbaus von St. Thomas hat diese

Bedingungen erkannt und mit großem Feingefühl gemeistert. Er hat die Straßenzüge, denen er sich fügen mußte, zur Erschließung, sogar zur Entfal-

tung seines Werkes ausgenutzt und ihnen dabei einen prospektartigen Blickpunkt verschafft.

Bewußte wechselseitige Steigerung einer gegebenen Situation durch die Architektur und der Architektur durch ihre Umgebung ist uns von berühmten Bauten gerade der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts her geläufig: der Limburger Dom, der auf engem Raum zusammengedrängt über steilen Felsen aufwächst; der Chor des Basler Münsters, der den Felsvorsprung über dem Rhein besetzt hält; der Turm von Groß-St. Martin in Köln, der bis ins 19. Jahrhundert hinein Gipfelpunkt der Stadtsilhouette war; früher schon die Kathedrale von Laon, auf einem langgestreckten Tafelberg inmitten einer weiten Flachlandschaft gelegen. Zweifellos gibt es dort auch ein Anpassen: Mit ihrem langen Dachfirst paraphrasiert die Kathedrale von Laon die Horizontale des Tafelberges; Groß-St. Martin in Köln gruppiert kleine Türmchen um den Hauptturm — die ganze Stadtsilhouette ist eine Gruppierung von Türmen. Aber im Grunde erhöhen und krönen die großen Kirchenbauten der Zeit ihre Umgebung mehr mit prächtiger Vielfalt und in großer Gebärde, als daß sie sich ihr nähern. Und gerade in den Städten bemerkt man eine deutliche Distanzierung der sakralen Kunst von den profanen Elementen, den Häusern und den Straßen. Wenn die gotischen Kathedralen den Höhepunkt solcher Distanzierung bringen, so legen in Deutschland die städtischen Stiftskirchen des Übergangsstils als erste Träger der Reduktionsgotik den Grund zu einer anpassungsfähigen, »urbanen« Architektur.

Der Westbau der Stiftskirche St. Thomas in Straßburg wendet sich der eng bebauten nächsten Umgebung zu und ist in seinen eigensten Formen auf diese Situation eingestimmt. Man könnte sich ihn nicht als Teil einer Klosterkirche auf einem Dorf oder in freier Lage, etwa auf einem Berge stehend denken. Ländliche Kirchen weisen oft eng zusammengekommene, robuste Formen auf, um dem ungeformten, weiten Landschaftsraum standhalten zu können. Ihre Außengliederungen müssen weit sichtbar sein (Maria Laach: helles Mauerwerk mit dunklen Basaltgliederungen). Die »geschützte« Lage in der Stadt erlaubt zartere und auch kompliziertere

Gliederungen, Flächenmuster, die nur in Nahaussicht wirken, Mauern, die nicht festungsartig dick erscheinen müssen, Lockerheit in der Gruppierung der Teile (Westseite des Trierer Doms!). Diese wenigen Beobachtungen reichen aus, deutlich zu machen, daß solche Erwägungen eine Rolle gespielt haben bei der Entwicklung unseres städtischen Westbaus aus seinen ländlichen Vorbildern, den älteren elsässischen Westwerken. Zur Charakterisierung des Straßburger Baus verwendeten wir die Begriffe »zart« und »gedehnt« — mit Rücksicht auf die Vorhallenarkatur und die Schallfenster am Turm könnte man noch »elegant« hinzufügen; alles Eigenschaften, die in den Rahmen des Städtischen passen und die dem Bau das verfeinerte Wesen geben. Soweit stände er im Bezug zum Städtischen auf der Stufe des Trierer Doms (Westseite), aber wir sahen schon die viel intensivere Integrierung in die Stadtanlage.

Die Wendung zum Schlichten und Ornamentlosen bringt die Möglichkeit, mit dem damaligen bürgerlichen Wohnbau besser zu harmonisieren, als es der prächtige Aufwand der gleichzeitigen Münsterquerhausfronten — der ornamentreiche Basler Domchor, die Marienkirche in Gelnhausen oder die Westteile des Mainzer Doms — erlauben, in deren wunderbarem Formen- und Schmuckreichtum ein absichtlicher Wesensunterschied zum städtischen Profanbau beruht. Die Angleichung am Westbau von St. Thomas geht so weit, daß er die Formen der Umgebung transponierend widerspiegelt.

Im alten Straßburg überwiegen die Traufhäuser die Giebelhäuser. Die künstlerisch bemerkenswerten darunter sind meist Eckhäuser, die eine Langseite und eine kurze Giebelfront ausgestalten können (Haus Kammerzell, der »Neue Bau« etc.). Diese Eigenart, die in Städten mit Traufstellung der Häuser allgemein zu beobachten ist, bleibt als stammesmäßig gebunden über lange Zeiten konstant und wird auch in Straßburg schon im hohen Mittelalter vorhanden gewesen sein. Eine ähnliche Stellung hat der Westquerbau von St. Thomas in Straßburg inne und nutzt sie als Gestaltungsmöglichkeit aus. Der fundamentale Unterschied zu allen anderen damaligen Kirchenfassaden in Straßburg

liegt nämlich darin, daß die Fassade wie die eines Wohnhauses in einer Straßenflucht liegt und nicht distanzierend zurückgesetzt ist.

Das Frauenhaus-Museum in Straßburg bewahrt einige Fensterfragmente von Wohnhäusern des 13. Jahrhunderts, bei denen die Öffnungen aus einem ganzen Stein herausgeschnitten sind. Dieses Prinzip sahen wir an den kleinen Fenstern unserer Fassade so angewandt, daß die Laibungen wie aus dem Quaderverband herausgeschnitten wirken, und die Okuli tatsächlich aus einem Stein gearbeitet sind. Die Fenster der bischöflichen Kathedrale am gleichen Ort und aus der gleichen Zeit lassen solche Assoziationen nicht aufkommen.

Von der Übereinstimmung der Turmsilhouette mit den alten Befestigungstürmen war schon die Rede.

Schließlich liegt in der Anordnung eines orthogonalen Gerüsts aus Streben und Gesimsen auf einer Fläche ein leiser Widerhall auf das Kreuzen der Straßen im Stadtgrundriß, oder besser nur eine Vergleichlichkeit mit diesem — neben der Kirche kreuzen sich ja zwei wichtige Straßenzüge. In freier Natur würde solch eine Anordnung fremd zu ihrer Umgebung stehen, hier kommt sie zum Klingen. Sicher gab es früher schon sich kreuzende Lisenen und Gesimse im Sinne einer weiten Felderteilung, profillose Fenstergewände, querhausartige Westbauten ohne Westchor. Sie waren aber nicht in Beziehung zu den Elementen der Stadt — dem Haus, der Straße, der Stadtmauer — gesetzt, sie blieben in dieser Hinsicht stumm und verschlossen. Das bewußte Angleichen und Eingehen auf die Stadt muß als ein erster Schritt auf eine »urbane« Kirchenbaukunst zu gewertet werden. Denn noch gibt es keinen fertigen Formenapparat einer kirchlichen Stadtbaukunst wie später etwa die Aussichtsgalerien der Türme oder die reichen Ziergiebel, nicht einmal bevorzugte, geschweige denn symbolhafte städtische Merkmale sind geläufig wie später die hausähnlichen, mit einem gewaltigen Dach gedeckten Bettelordenskirchen. Am Westbau von St. Thomas in Straßburg ist das Problem wenigstens schon gefühlt und einer Lösung zaghaft nähergebracht. Die mittelalterliche Distanz der Kirche zur bürgerlichen Stadt ist überwunden.

St. Thomas in Straßburg steht in dieser Entwicklung keineswegs allein. Da ist der etwa gleichzeitige Westbau von St. Quirin in Neuß, auch eine eintürmige Querbaufassade. Der Chor der Kirche aus den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts verschließt sich als zentralbauartige Dreikonchenanlage ganz einer ausstrahlenden Wirkung in seine Umgebung; er bleibt trotz seines Formenreichtums in sich gekehrt. Erst mit ihrem Westbau richtet sich die Kirche auf ihre Umgebung aus. Äußeres Zeichen dafür war ehemals die Tatsache, daß die Immunitätsmauer — es handelt sich um eine Damenstiftskirche — ihn nicht mit umschloß. Nach West, Nord und Süd schauen giebelgekrönte Fronten und nehmen Bezug zum Stadtganzen. Sowohl die Längsachse der Stadtanlage wird annähernd aufgenommen, als auch im besonderen das Zentrum mit dem Marktplatz im Süden und der große Platz im Westen der Kirche beherrscht. Vom Stadtzentrum führt eine enge Gasse, die Krämerstraße, in sehr spitzem Winkel auf die Westfassade zu. Diese weicht merklich von der Achse des Langhauses ab, während Ost- und Südseite des Westbaus genau parallel, bzw. senkrecht zum Langhaus liegen. Es ist tatsächlich nur die westliche Schauseite (und mit ihr in geringerem Maße die Nordseite, nicht aber der Turm), die abweicht, und zwar so, daß sie sich der genannten Straße zuwendet und dadurch sehr viel besser zur Wirkung kommt, als wenn sie rechtwinklig zur Kirche stände. Es spricht einiges dafür, daß die Drehung der Front erst mit dem bestehenden Westbau aufgekommen ist¹⁵. Könnte das der Blickbahn zuliebe geschehen sein, um der perspektivischen Verzerrung entgegenzuarbeiten? Auch bei dem Westbau von St. Thomas hat ja das Problem der Verkürzung offenbar eine Rolle gespielt. Überdies liegt die Vermutung nahe, es handele sich bei dem Neusser Westbau schon um ein rein städtisches Bauwerk, da die Stadt später immer als Träger der Baulasten fungierte und im Turm ihre eigenen Glocken aufgehängt hatte.

Für den um 1200 entstandenen Westbau der Stiftskirche St. Patroklos in Soest ist soviel überliefert, daß die Stadt Bauherrin war und dort ihre Rüstkammer und die städtischen Glocken unterbrachte. Der offene Arkadengang der Vorhalle

hatte sicherlich eine bestimmte Funktion im städtischen Leben. Das benachbarte Rathaus war durch einen brückenartigen Verbindungsgang angeschlossen und wahrscheinlich künstlerisch in Beziehung zur Kirche gesetzt¹⁶. Mit den Arkaden öffnet sich die Kirche dem Platz, der sich westlich vor ihr ausbreitet. Die schreitende Reihung der Arkaden aber weist gleichzeitig auf die Verbindung hin, die der Gang der Vorhalle zu einem weiteren, nördlich benachbarten Platz schafft.

Der Laubengang allein stellt nun schon eine ausgesprochen städtische Form dar — es gibt in Westfalen kaum ein bedeutendes altes Rathaus, das nicht einen solchen besäße.

Der Turm von St. Patrokus bildet in seiner ungewöhnlichen Massigkeit den Kern der Stadt, in seiner Höhe und in seiner kraftvollen Helmbekrönung ihr Wahrzeichen und Symbol.

Die alten Pfarrkirchen von Braunschweig — St. Martin, St. Katharinen und St. Andreas — geben gerade in ihren Fassaden Beispiele glänzender, ja

fast raffinierter Einpassung in das gegebene Straßengefüge (alle um oder nach 1200).

An Neuß, Soest und Straßburg — dies sind nur wenige ausgewählte Beispiele — sieht man, daß Kollegiatstifte besonders früh städtebaulichen Problemen aufgeschlossen sein können. Stiftskirchen hatten meist ausgedehnte Pfarrechte, ja waren dafür bestimmt, Seelsorge und Gottesdienst zu versehen¹⁷. Oft wurden sie später zu Hauptpfarrkirchen oder kamen diesen praktisch gleich (so die Stiftskirchen in Colmar, Tübingen oder Stuttgart). Der umgekehrte Fall, daß Pfarrkirchen in Stiftskirchen umgewandelt wurden oder eine neu gegründete Stadtpfarrkirche sich ein Stiftskapitel hielt, kommt ebenfalls vor (Ulmer Münster).

Noch sind es nur die Westteile, die in städtebaulichem Sinn bedeutsam sind — die Stadtkirche als Ganzes gibt es noch nicht. Doch bleiben auch später die Westteile immer der wichtigste Träger städtebaulicher Wirksamkeit.

Nachfolge

Die einzige historische Bestätigung für die Auffassung des Westbaus von St. Thomas in Straßburg als einer bedeutsamen Stufe auf dem Wege zur Stadtkirche gibt uns die Tatsache, daß von ihm Einflüsse gerade auf spätere Stadtkirchen ausgegangen sind. Es gibt dabei Einflüsse stilistischer Art und auch des Typs.

Engste Verwandtschaft verbindet die Wandauffassung des Westbaus von St. Thomas mit derjenigen am Unterbau des Freiburger Münsterturms. Als Indizien dieses Zusammenhangs sind die Fenster der Michaelskapelle im Freiburger Turm heranzuziehen, die wie in Straßburg sehr weit außen liegen, während ihre Gewände zum Innenraum hin auch hier wie tiefe Schächte wirken. Das knappe Außengewände zeigt auch in Freiburg kaum eine Profilierung, wirkt wie eingeschnitten. Die vorhandenen Pfosten in der Tiefe der Laibung sieht man mit dem Maßwerk zusammen als Füllung im Sinne der netzartigen Rosenfüllung bei St. Thomas. Die Steinbearbeitung in Freiburg ist die gleiche wie am

Straßburger Bau, daher ergibt sich auch in Freiburg die fein geglättete Oberfläche der Felder. In die Ordnung der Quader ist Abwechslung und Leben hineingebracht, das sich wie unter der glatten Oberfläche abspielt. Auch hier dehnen sich die Quader in die Länge, schließen sich in bandartigen Schichten zusammen und geben der Wand das Gespannte und Dünne. Ernst Adam zählt St. Thomas-West zu den oberrheinischen Bauten von »mauerhafter Geschlossenheit« und blockhafter Wirkung und setzt es in eine Reihe mit spätromanischen Türmen des 12. und frühen 13. Jahrhunderts. Freiburg dagegen hält er für den schöpferischen Bau, wenn er schreibt: »Dieses Gespanntsein [der Wand] ist etwas ganz Neues, was hier am Oberrhein zum ersten Male mit Freiburg auftritt. Hier liegt der große Unterschied zu aller vorausgehenden Architektur in dieser Landschaft«¹⁸. Man könnte jedoch eine Beispielreihe oberrheinischer Quaderbehandlung aufstellen — von Speyer über Lautenbach, Rosheim, Altdorf, Straßburger Münsterquerhaus,

St. Thomas-West bis zum Turmunterbau in Freiburg —, um zu zeigen, daß in dieser Folge St. Thomas in Straßburg den entschiedensten Fortschritt bedeutet, von dem aus es nicht mehr weit bis zum Freiburger Turm ist.

Wenn nach den klassisch-gotischen Projekten für die Münsterfassade in Straßburg am Ende doch ein Gebilde entsteht, das sich aus gerahmten Feldern aufbaut, dann ist die Gestaltung der Westwand von St. Thomas als Vorform nicht zu übersehen. Nicht nur Felder und Rahmen kehren wieder, auch die Fläche tritt wieder auf: hinter dem Stabwerk zieht sie sich unversehrt hin in drängender Spannung. Zu diesem Punkt schreibt Adam: »Diese Rechteckrahmung einer Fläche hat schon in Freiburg ihre ersten Ansätze, erst angedeutet durch die umlaufenden Horizontalgesimse und die Strebepeiler am Turmunterbau«¹⁹. Auch hier, denke ich, muß die Fassade von St. Thomas mehr in den Vordergrund gerückt werden.

Bedeutender und im einzelnen viel sicherer belegbar ist der Einfluß, den der Westbau von St. Thomas als Bautyp ausgeübt hat. Eine sofortige und enge Wiederholung hat es jedoch nicht gegeben, zu sehr stand dieser Bau mitten in einer umbrechenden Entwicklung.

- 11 Die eintürmige Querbaufassade der Stadtpfarrkirche St. Georg in Schlettstadt aus dem 14. Jahrhundert ist der erste Nachfolgebau. Der Quertrakt ist hier länger, der Turm höher, damit wird die Baufigur ausgeprägter. Das Innere zeigt sich als unverstellt durchlaufendes Querhaus. Dieses Bauwerk soll Gegenstand des nächsten Kapitels sein. Von Schlettstadt wiederum geht der Fassadentorso von St. Stephan in Breisach aus, wie Detailformen beweisen. Doch dringt das Straßburger Urbild mit seinen gedrunghenen Proportionen wieder durch: ein stämmiger Turm mit kurzen Querarmen kann als geplant rekonstruiert werden²⁰.

Der Westbau von St. Marien in Reutlingen hat

— so groß auch der Unterschied der Erscheinung sein mag — einige Gestaltungsprinzipien von St. Thomas in Straßburg zur Voraussetzung. Künstlerische Beziehungen zwischen Schwaben und Elsaß, insbesondere von Straßburg nach Reutlingen sind ja hinreichend bekannt. Und Schlettstadt, das wahrscheinlich wiederum mit Reutlingen Verbindung pflegte, gibt den Hinweis, daß zur Zeit der Entstehung des Turms in Reutlingen (erste Hälfte 14. Jahrhundert) der Westbau von St. Thomas in Straßburg aktuell war, gerade bei der Frage der Verbindung von Einturm und Fassade. Denn der untere Teil der Reutlinger Westfront folgt nicht dem Querschnitt der dahinter liegenden Basilika. Die seitlichen Turmanräume steigen höher auf als die Seitenschiffe. Es handelt sich also um einen selbständigen Westbau. Wie Schulterstücke legen sich die Flanken an den Turm; sie haben auch ihr eigenes Dach wie die Seitenflügel in Straßburg, nur als Pultdach ausgebildet und so ein Anschmiegen an den Turm verdeutlichend. Das Innere der Turmanräume bewahrt noch, wenn auch rudimentär, die Zweistöckigkeit von St. Thomas. Die »Emporen« öffneten sich ehemals wie dort mit zwei Arkaden in das Innere des Turms, das mit dem Mittelschiff auch hier voll kommuniziert. Am Turmäußeren fällt auf, daß — wieder wie an St. Thomas — dem Rosengeschosß ein ganz neutrales, niedriges Stockwerk folgt. Es war ursprünglich nach Westen mit keinem oder nur mit einem so kleinen Fenster wie an den übrigen Seiten versehen²¹, so daß sich auf ihm die Quaderung im Gegensatz zum stabwerkbesetzten Unterbau rein darstellen konnte. Dieses Stockwerk zeigt in ähnlicher Weise Überleitungscharakter wie jenes Zwischengeschosß an St. Thomas. Es verschafft dem Obergeschosß einen erneuten Sockel. Nach so vielen Übereinstimmungen erstaunt es nicht, wenn das Glockengeschosß sich nach dem Straßburger Vorbild auf jeder Seite in zwei Schallfenstern öffnet, die auf dem Horizontalgesims direkt aufsitzen.



11. Schlettstadt, St. Georg von Nordwesten

Der Westbau der Georgskirche in Schlettstadt

St. Georg ist die Stadtpfarrkirche von Schlettstadt²². Ihre Anfänge gehen auf eine karolingische Pfalzkapelle zurück. Bald nach der Stadterhebung im Jahre 1217 muß ein Neubau der Kirche begonnen worden sein, wovon die Umfassungsmauern in schlichten, spätromanischen Formen Zeugnis geben. Der Bau steigerte sich, wie Reste der ursprünglichen Choranlage beweisen, zu einer feinen Hochgotik burgundischer Prägung. Nach dem Chorbau wandte man sich der Erneuerung oder endgültigen Ausfüh-
 rung des Mittelschiffes, des Obergadens und der Gewölbe zu. Die Formsprache wird aber zu sehends trockener und die Raumbildung durch Vereinfachung und Streckung nüchterner, bis im west-

lichen Doppeljoch vor dem Turm eine frischere Detailbehandlung und der Wechsel vom sechsteiligen zum vierteiligen Wölbsystem den Übergang zu einem weiteren Bauabschnitt anzeigt. Ihm gehört der Westquerbau mit Mittelurm an. Den Beginn dieser Arbeiten muß man wohl am Anfang des 14. Jahrhunderts suchen; sie fallen also in die Zeit, als der Bau — wie so viele gleichzeitige Stadtkirchen — der Mutter Gottes geweiht war (entsprechend trug die Bauhütte den Namen »Frauenhaus«).

Kraus berichtet von der Aufdeckung der Fundamente einer geraden Wand am Ende des letzten Langhausjoches. Es muß sich dabei um die Fassade



12. Schlettstadt, St. Georg von Süden

der spätromanischen Kirche handeln²³. Aber auch der Langhausneubau mit seinen drei geplanten burgundischen Sechskappengewölben scheint zunächst mit dem turmlosen Abschluß der Kirche an dieser Stelle gerechnet zu haben, denn für die Errichtung des großen Westturmes wurde eine besondere Erneuerung des westlichen Doppeljoches aus statischen Gründen notwendig. Diese Feststellung ist wichtig. Man hat nämlich ohne jeden historischen Anhalt die These aufgestellt, der gotische Westbau gehe auf eine romanische Westchoranlage zurück²⁴. Schlettstadts geringe Bedeutung vor dem 13. Jahrhundert läßt aber nicht zu, neben der großen Klosterkirche St. Fides noch eine aufwendige, doppelchörige Pfarrkirche anzunehmen. Man hätte auch bei der Tieferlegung des Terrains innerhalb und außerhalb des Westbaus um durchschnittlich einen Meter im

19. Jahrhundert ältere Fundamente finden müssen, wenn solche vorhanden gewesen wären. So wird die Kirche erst nur den östlichen Vierungsturm und im Westen eine den basilikalischen Querschnitt wiedergebende Fassade besessen haben. Und das ist ein weit verbreiteter Kirchentypus im Elsaß — man denke nur an Rosheim oder Hagenau. Überdies folgt diesem Schema auch die Pfarrkirche der oberelsässischen Stadt Sulz, die in enger Beziehung zur Schlettstadter Bauhütte steht.

Die Konzeption eines mächtigen Westturms in Verschränkung mit einem Querbau bedeutet für eine Pfarrkirche im Elsaß etwas außerordentlich Neues. Es ist ein Plan von jener unkonventionellen, höchst monumentalen Gesinnung, die auch die Bauunternehmungen anderer Städte in derselben Zeit auszeichnet (Freiburg, Reutlingen, Ulm). Und so



13. Schlettstadt, St. Georg. Aufriß der Westfassade

ungewöhnlich der Plan ist, so ungewöhnlich sind auch die Mittel, mit denen der Schlettstadter Architekt seine Idee verwirklicht. Er läßt die Beziehungen nach Burgund endgültig fallen und wendet sich nach Straßburg, wo er sich den Westbau von St. Thomas zum Vorbild nimmt und ihm in vielen Einzelheiten des Typs folgt. Für die stilistische Ausprägung jedoch macht er sich zwei andere, modernere Quellen nutzbar: die Prinzipien der Bettelordensgotik (in der speziellen Formulierung des Breisacher Chorbaus) und die Westfassade des Straßburger Münsters. Mit fast psychologisierendem Scharfsinn setzt er die beiden verschiedenen Formqualitäten gegeneinander, nicht ohne sie in seinem Sinne gründlich umzuformen.

Der wie in Freiburg querrechteckige Turm nimmt die Breite des Langhauses ein. Die zweijochigen Querarme schieben sich über die Seitenschiff-Fluchten hinaus — dies analog dem östlichen Querhaus, an das man sich auch mit den Treppentürmchen in den Winkeln zu den Seitenschiffen anglich. Nach Süden richtet der Querbau eine prächtige Eingangsfront in aufwendigem Maßwerkstil, während die abgekehrte Nordseite unter einem schlichten, dreiteiligen Fenster ein wiedereingesetztes, frühgotisches Portal aufweist. Von Westen her wird jedes der Querbaujoche von einem schmalen, hohen Fenster erhellt. Die Jochgrenzen sind nach außen durch Strebepfeiler markiert, die schon in Höhe der Fensterscheitel in die Wand zurückspringen und deren

aufgesetzte Fialen die Trauflinie des Daches nicht übersteigen. Die stärkeren Turmstreben dagegen springen erst mitten in der Dachzone des Querbaus zurück. In der Mitte des Erdgeschosses liegt das Hauptportal und dicht darüber ein Halbfenster, beide mit überaus kräftigen Profilen ausgestattet; die Mauer ist dort bis zur ersten Galerie risalitartig verstärkt. Das erste Freigeschoß des Turms zeigt nach allen vier Richtungen ein großes, dreiteiliges Fenster, wieder von auffälligen Profilen gerahmt und in eine Wandfläche eingelassen, die durch starke, etwas grobe Quaderfugen netzförmig strukturiert ist. Das ganze Geschoß wird unten von einem Kaffgesims, seitlich von den Streben und oben von einer Maßwerkgalerie rechteckig eingefasst. Den Strebepfeilern sind einfache, zierliche, für Figuren vorgesehene Tabernakel vorgesetzt.

Das oberste Turmstockwerk setzt sich vom unteren durch veränderte Ausführung ab. Man wird es nicht zum ursprünglichen Plan rechnen können, allein schon weil das Vorbild des ganzen Bauabschnitts, der Westbau von St. Thomas in Straßburg, damals auch nur ein Turmfreigeschoß aufwies. Der neue Meister schließt sich zwar allgemein an die Formen seines Vorgängers an, aber er will sie offensichtlich auch verbessern und bereichern: zum Beispiel haben die Fenster nun wieder den kapitellbesetzten, »klassischen« Mittelpfosten, die Wand die exakte, homogene Quaderstruktur, die ausgezeichneten, feinen Tabernakel die verwirrende Vielzahl der Fialen. Damit ist die schlichte Monumentalität des ersten Freigeschoßes preisgegeben und eine erneute Wendung zur Hochgotik angestrebt. Zwischen den Strebepfeilern kommen ganz knapp die Turmkanten zum Vorschein, wie es am Unterbau des Freiburger Münsterturmes und an der Fassade der Rufacher Pfarrkirche der Fall ist — am Geschoß darunter ist an dieser Stelle eine tiefe, hohle Kante sichtbar. So faßt das Obergeschoß verschiedene heimisch-oberrheinische Eigentümlichkeiten zusammen, spiegelt aber auch Einwirkungen aus dem schwäbischen Bereich wieder: das Fenstermaßwerk, bei dem der Hauptpaß nach unten zu in einer Spitze ausläuft, findet im 14. Jahrhundert am ehesten in Salem (Südquerhaus),

Bebenhausen (Chorfenster) und am Kreuzgang des Konstanzer Münsters Parallelen. Die Abschrägung der Turmkanten zur Überleitung ins Achteck wird von Reutlingen her angeregt worden sein, auch wenn die dortige komplizierte »Faltung« unterhalb der ersten Helmgalerie in Schlettstadt vermieden ist. Mit dieser Abschrägung gerät das Obergeschoß am deutlichsten in Widerspruch zu dem unteren, denn mit ihr wird die feste Rechteckrahmung gesprengt, der Aufbau aus regelmäßigen Feldern verunklärt und doch nicht eine Überleitung ins Achteck gewonnen, die der Proportion des ganzen Turmkörpers Rechnung trägt. Trotzdem verleiht das neue Stockwerk dem Turm erst richtiges Gewicht und führt seinen Umriss aus Enge und Gedrungenheit heraus. Es ließ aber den oberen Abschluß zum Problem werden, denn dieser durfte nun mit Rücksicht auf die neue Gesamtform keine allzu hohe, spitz zulaufende Helmpyramide entwickeln, weil sonst der Zusammenhang mit dem Querbau verlorengegangen wäre. Der Winkel der begonnenen Abschrägung weist auch auf einen sehr gedrunghen Helm, der aber wiederum zu massig und schwer gewirkt hätte. Es ist das Problem, das sich auch an der Straßburger Münsterfassade stellte (schon bei Riß B): hohle, kastenförmige Turmstockwerke in eine achtseitige Helmform überzuleiten, ohne erdrückend massive Hilfskonstruktionen hervorzukehren. Durch solche Schwierigkeit offenbar gehemmt, blieb der Abschluß wahrscheinlich so lange unvollendet liegen, bis die heutige geschweifte Haube, eine spätgotische Notlösung aus Holz (im 19. Jahrhundert zum Teil in Stein ersetzt) errichtet wurde, die schon auf der ältesten Stadtdarstellung in Sebastian Münsters »Cosmographia« (Basel 1543) erscheint.

Einen vagen Anhalt für die Art, wie überhaupt im Umkreis von Schlettstadt im 14. Jahrhundert Turmbedachungen ausgeführt wurden, vermag der frühere Turmhelm der Kirche von Berghheim im Elsaß zu bieten. Die Kirche ist als Abkömmling der Schlettstadter Bauhütte anzusehen, wie Streben und Profile nahelegen. Man kann nur vermuten, der in alten Abbildungen überlieferte Turmhelm gehöre zum Turmbau des 14. Jahrhunderts. Es ist eine

spitze achtseitige, sicherlich hölzerne Pyramide gewesen, die etwa ein Drittel der gesamten Turmhöhe ausmachte und ohne Überleitung auf die oberste Plattform aufgesetzt war²⁵. Solche Lösung kann

man hypothetisch auch für den Schlettstadter Turm als geplant annehmen, ehe er in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts durch das zweite Freigeschoß erhöht wurde.

Das Verhältnis zum Westbau von St. Thomas in Straßburg

Wir hatten den Schlettstadter Westbau unter den Nachfolgewerken von St. Thomas-West in Straßburg genannt. Die Bauform des Querbaus mit Turm ist am Oberrhein so selten und die geographische Entfernung der beiden Städte so gering, daß allein von daher eine Verbindung glaubhaft wird. Stilistische oder Bauhüttenzusammenhänge bestehen jedoch nicht. Die im Beginn etwa siebzig Jahre jüngere Schlettstadter Anlage bedient sich, wie wir sahen, reifer, gotischer Formen, während sich St. Thomas der Anwendung des kompletten gotischen Formenapparates noch entzog. Bei beiden Bauten zeichnet sich der Turm von unten auf merklich ab: in Schlettstadt machen es die stärkeren und weiter ausladenden Turmstreben deutlich. Die »kritische« Turmzone, an der von drei Seiten Dächer anlaufen, ist nach Westen beidemale ähnlich unentschieden, nur vorbereitend, gestaltet. In Straßburg wird sie von dem besonderen Quadermuster streng alternierender Steinschichten gefüllt. In Schlettstadt sind zwei Türen asymmetrisch in die Wand eingebrochen, dazu gesellt sich in der linken Ecke ein ganz kurzes Treppentürmchen. Offenbar fassen beide Architekten diese Stelle als unselbständig, nur der vorbereitenden erneuten Sockelung des Turmfreigeschosses dienend auf. Die starken zusammenfassenden Gesimse verlaufen in Höhe der Dachtraufe des Querbaus und dann oben über den großen Turmfenstern; dazwischen zieht sich beidemale nur ein schwaches Kaffgesims hin, auf dem die Fenster unmittelbar aufsitzen. Das Zwischengeschoß ist also dem Hauptturmgeschoß zugeschlagen. Entsprechend ist auch im Innern an dieser Stelle keine Zwischendecke eingezogen, sondern ein einziger durchgehender Raum entstanden, dessen fensterloser unterer Teil den Ansatz des Glockenstuhls barg und dessen offener oberer Teil als Glockenhaus gedacht war²⁶.

Gegenüber den eintürmigen Westquerbauten anderer Landschaften, wo das Zwischengeschoß entweder als vollgültiges Stockwerk ausgebildet ist oder aber ganz zum Unterbau gehört, rücken St. Thomas in Straßburg und St. Georg in Schlettstadt in der anderen Auffassung dieser Gelenkstelle verwandschaftlich zusammen. Eine weitere auffällige Verwandtschaft zwischen beiden Bauten ist die Freiheit der Querbaugiebel gegenüber der Komposition der Westseite. Bei der Thomaskirche sind es die Zwerggalerien an den Seiten, die dem Stil der Westfassade geradezu widersprechen. An St. Georg entfaltet die Südfront als Haupteingangseite einen schmuckhaften Aufwand, während an der Westseite strenge, asketische Schlichtheit herrscht. In die stille, abgekehrte Nordseite ist sogar ein älteres Portal wiedereingesetzt.

1, 12

Schließlich sehen wir die Tendenz, den Westbau von Emporen zu befreien — bei St. Thomas erst schwach angedeutet und nur erkennbar in der Gegenüberstellung mit Maursmünster —, in Schlettstadt zum völligen Durchbruch gelangt: ein unverstellt durchlaufender Querraum gibt den Blick frei auf das gesamte Langhaus (die moderne Orgelempore ist wegzudenken).

Die Art der verwandschaftlichen Beziehungen beider Bauwerke, die Stilistisches nicht berührt, macht offenbar, daß es sich bei dem Westbau von St. Georg in Schlettstadt nicht um eine altertümelnnde, retrospektive Wiederaufnahme handelt — dann müßten gerade Stileigentümlichkeiten aufgenommen sein —, sondern daß er in einem echten genetischen Zusammenhang innerhalb eines Bautyps steht. Und so ist es erlaubt, die geschehene Umwandlung als freie und schöpferische Weiterentwicklung zu deuten.

Das Neue läßt sich am allgemeinsten vom Umriß her erfassen. Der Westbau von St. Thomas in Straßburg zeigt nach Westen einen stark zusammengenommenen Aufriß. In ruhigen Grenzen entfaltet sich das Spiel der ausgedehnten Fläche. In Schlettstadt reckt sich der Turm höher und laden die Querarme weiter aus. Die Baufigur gewinnt an gestischer Spannung. Der Schlettstadter Turm wirkt, nur bis zum Abschluß des ersten Freigeschosses gerechnet, schon bedeutend schlanker als der Straßburger. Da der Querbau in Schlettstadt eingeschossig und jeder seiner Arme zweijochig ist, faßt man ihn nun viel leichter als einen Körper für sich auf, wohingegen in Straßburg die Teile enger

zum Ganzen zusammenwachsen: der Turm richtet dort den zweigeschossigen Querbau mit auf, und dieser hält den Turm gleichzeitig nieder. In Schlettstadt sind die Teile nicht nur unabhängiger von einander, sondern sogar gegensätzlich charakterisiert und rangmäßig unterschieden. Dem Turm als dem übergreifenden, dominierenden Bauteil sind mehr aktive Züge verliehen, der Querbau dagegen zeigt sich schlichter und zarter. Für den Turm nahm sich der Architekt ein hohes, anspruchsvolles Vorbild: die Türme des Straßburger Münsters. Für den Querbau jedoch griff er auf eine bescheidenere Quelle zurück: auf den Chor der Breisacher Stifts- und Pfarrkirche St. Stephan.

Die Zusammenhänge mit dem Chorbau von St. Stephan in Breisach

14 Der Breisacher Chor gehört in die Reihe der strengen einschiffigen Pfarrkirchenchöre der Zeit um 1300, die den Chören der Bettelordenskirchen unmittelbar nahestehen, so Rufach, Zabern, Wimpfen und Eßlingen (St. Dionys). Ihre charakteristischen Eigenheiten sind schmale, hohe Fenster, umgeben von viel Wandfläche, und einfache Strebepfeilerformen. Diese Merkmale beherrschen auch die Westseite des Querbaus in Schlettstadt.

Als erstes Indiz eines engen Bauhüttenzusammenhanges der Pfarrkirchen der beiden Nachbarstädte Breisach und Schlettstadt mag das bildhauerische Ornamentmotiv des eigentümlich breit gelappten und tief geäderten Blattes gelten, das an Schlußsteinen des Breisacher Chorunterbaus und an Kapitellen des Schlettstadter Westbaus gleichermaßen vorkommt und das sich auch an einem anderen Bauwerk dieser Hütte, an St. Mauritius in Sulz (Oberelsaß), wiederfindet²⁷. Weitere Übereinstimmungen liegen in den Rippenprofilen und in den Schlußsteinen mit seitlichen Halbfiguren oder Köpfen vor, die für den Schlettstadter Westbau wenigstens rekonstruktiv zu erschließen sind²⁸ und die auch in Sulz zur Anwendung gelangten.

Als wichtiger erweist sich die Verwandtschaft in Strebepfeiler- und Fensterformen und damit in der Auffassung von Wand- und Körperstruktur. Die Breisacher Chorstreben setzen, dem sockelnden Un-

terbau entsprechend, mit einem massigen, unteren Abschnitt an. In Höhe des Chorußbodens springen sie mit Hilfe eines ungeschlachten Kaffgesimses zurück, um in schmaler Kastenform bis zur Mitte der Chorfenster aufzusteigen. Dort ist wiederum Tiefe und Breite in einem Kaffgesims zurückgenommen. Ohne weitere Unterbrechung, nur an der Schmalseite von einer schrägen Platte markiert, spaltet sich einige Meter höher eine Fiale ab, während der Pfeilerrest schräg in die Wand einläuft und knapp unter dem Dachansatz endet. Zweifellos liegt dieser Erfindung das Bestreben zugrunde, die einfachen Strebeformen der Bettelordensgotik mit einer Fiale zu bereichern. Aber die Synthese scheint noch nicht ganz geglückt. Das sehr tief angesetzte zweite Kaffgesims bildet eine so vehemente Zäsur, daß der gesamte Abschnitt darüber als aufgesetzte Diminutivform aufgefaßt wird, obwohl doch in der bezeichneten Höhe die Aufgabe der Verstrebung noch nicht erfüllt ist. So verwachsen Fiale und Strebepfeiler-Körper zu einer wunderlichen Mischform.

Die Streben des Westbaus von St. Georg in Schlettstadt dagegen laufen unverjüngt bis zum zweiten Kaffgesims als einheitliche Körper durch. Die Kaffgesimse schnüren nicht ein, sondern geben nur ganz zarte Teilungen zur Proportionierung an. Fiale und Pultschräge sitzen nebeneinander auf



14. Breisach, St. Stephan von Südosten

einer Plattform auf, die das oberste Gesims bildet. Strebekörper und Aufsatz sind klar voneinander geschieden. Das bedeutet eine Vereinfachung und vor allem eine Klärung der Breisacher Form. Geklärt ist auch die Beziehung zu den Fenstern. In Breisach hat man den Eindruck, die Fenster seien zu hochgerückt oder der Hauptabschnitt der Streben zu niedrig angesetzt; das Auge muß zwischen beiden Motiven hin- und herspringen. Der Schlettstadter Architekt stellt Fenster und Streben in eine feste Maßbeziehung. Das erste Kaffgesims ist gleichzeitig Fensterbank. Genau in Höhe der Fenster-scheitel verliert sich die Pultschräge in der Wand. Auch der Fialenleib spitzt sich da zum Giebel zu, wo das Fenster in seinem Scheitel zusammenläuft. Nur der Fialenhelm übersteigt diese Region. Strebe-pfeiler und schmale Fenster sind einander maß-gerecht angenähert und können so parataktisch zu-

sammenspielen. Tatsächlich verdichtet sich dem Auge die Reihung vertikaler Bahnen zu einer Folge.

Setzt man in grobem Vergleich die Strebe-pfeiler von der Westfassade des Straßburger Münsters gegen die des Schlettstadter Westbaus, so wird deren äußerste Vereinfachung klar. Doch entsteht nicht der Eindruck von Primitivität, da es schlanke Gebilde von feiner, abgewogener Proportion sind. Es ist kein Wachstum in ihnen wie an den Streben der Straßburger Münsterfassade, die ein schnelles Aufsteigen veranschaulichen. Und sie sind weit entfernt von der Gebärde mächtigen Anstemmens, die die frühgotischen Strebe-pfeiler am Oberrhein kennzeichnet (Basler Münsterchor!) und die letztlich am Breisacher Chor noch nachlebt. Die Schlettstadter Pfeiler stehen völlig ruhig an der Wand, in ihrer Kastenform dem Grundcharakter des ganzen Querbaus angemessen. Der Schlettstadter Querbau wirkt

insgesamt ruhiger als der Breisacher Chor mit seinem hebenden, steigernden Unterbau, mit den Verjüngungen der Strebepfeiler, mit dem Springen zwischen Streben und Fenstern und mit dem hohen, steilen Dach.

In Schlettstadt wird eine kastenförmige Gesamtform herausgestellt. Zur Verdeutlichung dieses Charakters bleibt der Mauerkranz unterhalb der Dachtraufe hinter den Fialen als Horizontalstreifen frei und sticht hervor durch vorwiegend helles Granitgestein.

Die Antwort auf die sich stellende Frage nach der Priorität zwischen Breisach und Schlettstadt wurde schon vorweggenommen: die Strebepfeiler am Westbau der Georgskirche in Schlettstadt stellen eine konsequente Weiterentwicklung der entsprechenden Formen am Chor von St. Stephan in Breisach dar. Ein umgekehrter Weg wird vollends undenkbar, wenn man die Chorstreben der Pfarrkirche von Bergheim vergleicht, die, offensichtlich später als der Schlettstadter Westbau entstanden, eine noch weitere Reduktion aufweisen, so daß man Breisach, Schlettstadt und Bergheim in eine Entwicklungsreihe stellen kann²⁹.

Auch die schlanken, zweiteiligen Fenster am Schlettstadter Westbau sind aus Breisach entlehnt. Sie haben hier wie dort die gleiche Neigung, verschattet zu erscheinen und sich so als dunkles Motiv von der Wand abzuheben, weil die Verglasung tief liegt und die Gewände nicht breit aus-

einandergezogen sind, weil Pfosten und Maßwerk — wie in die Tiefe gestellte Stege — wenig lichtfangende Flächen aufweisen. Den Colmarer Bettelordenskirchen zum Beispiel ist dieses Phänomen fremd, ebenso den Chören von Rufach, Zabern oder Eßlingen.

Trotz der Modifikationen kann man doch erkennen, daß hinter dem Schlettstadter Westbau die Bettelordensgotik steht. Diese war bis dahin außerhalb der Orden nur für Chorbauten und Langhäuser angewandt worden. Daß sie hier in Schlettstadt an einem ganz anderen Bautyp auftritt, konfrontiert am Turm mit einer Gotik anderer Herkunft, ist überraschend und neu. Es weist auf die kompilatorische Neigung des Architekten, der es allerdings auch verstand, heterogene Formen zu einer durchaus originalen Schöpfung zu vereinen.

Wir müssen aber auch einrechnen, daß an St. Georg damals noch der ältere, anhand der erhaltenen Seitenkapellen gut rekonstruierbare Chor des 13. Jahrhunderts bestand, dessen Grundtenor schlicht und ernst war. So verband sich der westliche Querbau widerspruchslös mit dem Chor und dem nicht weniger schlichten Langhaus, dessen Strebewerk wahrscheinlich erst von dem Architekten des Westbaus selbst hinzugefügt oder wenigstens in den Fialen erneuert und damit dem Westbau angeglichen wurde, während der Turm als stolzes Wahrzeichen der Stadt mit repräsentativeren Formen bedacht wurde.

Die Einwirkung der Straßburger Münsterfassade

Das erste Turmfreigeschoß des Schlettstadter Westbaus ist der Straßburger Münsterfassade am stärksten verpflichtet. Aber auch schon tiefer, am unteren Turmabschnitt, treten Straßburger Formen auf: die breiten, vielstufigen Gewändeprofile des Westportals und des Halbfensters darüber muß man von Straßburg herleiten. Eine auffällige Einzelheit hilft, diese Annahme zu belegen: die breiten Birnstäbe am Portalgewände haben Tellerbasen und Sockel, auf denen sich der frontale Steg des Birnstabs fortsetzt. Das gibt es auch am Straßburger Münster, freilich an einer versteckten Stelle, am

zweiten Stockwerk des Nordturms (Ostseite). Im Westbau des Breisacher Münsters, der ja von Schlettstadt abhängt, und an der Katharinenkapelle am Straßburger Münster kehrt diese seltene Form noch einmal wieder. Wie nahe einige Detailformen der Südschauseite verschiedenen Einzelheiten am unteren Teil der Straßburger Münsterfassade stehen, ist hinreichend bekannt (Dehio-Handbuch). Dadurch, daß auch am Unterbau rein Straßburgisches angetroffen wird, ist deutlich, daß Breisacher und Straßburger Formengut zeitlich nebeneinander angewendet wurde — die Breisacher Hütte stand ja teilweise

auch im Banne Straßburgs. Der Tatbestand darf also nicht dazu verführen, einen oder gar mehrere Planwechsel anzunehmen; nach sinnvoller Regie zu suchen, muß vielmehr die Aufgabe sein. Der Schlettstadter Baumeister nahm sich die gerade in Bau befindlichen Turmstockwerke der Straßburger Münsterfassade in Höhe der Rose zum Modell, jedoch nicht deren westliche Hauptschauseite, sondern die Seitenfronten, an denen sich ein starker Wille zur Reduktion dokumentiert: ein großes, in die offen ausgebreitete Wand eingetieftes Fenster gibt Einblick in die Hohlform des Geschosses; das Gewände macht die Schwere des Mauerkörpers bestimmbar; die rahmenden Streben und Gesimse fassen die Ansichtsseiten bildhaft zusammen. Das einzeln auffaßbare Turmgeschoß scheint sich dem romanischen Stockwerkturm wieder zu nähern, unterscheidet sich aber gerade in der Wandauffassung von diesem. Denn jetzt fungieren die Turmseiten als in die schienenden Eckstreben eingehängte Fläche, in die das Fenster als eine schöne, kostbare Form eingezeichnet ist. Am romanischen Turm dagegen sind die Ecklisenen meist die äußerste Schicht eines ganzen Systems von Wandschichten, aus denen der Stockwerkblock besteht, und die Fenster sind kleine, dunkle Höhlen, die die letzte Phase der Zurückschichtung darstellen.

In Schlettstadt kann nun der neue Formwille an dem allseitig freistehenden Geschoß eines Einzelturms voll zur Geltung kommen. Dieses Geschoß sollte ursprünglich unmittelbar den Turmhelm über sich tragen. Die Mauern konnten dünner gehalten werden und die Strebebögen brauchten nicht so weit auszuladen. In Straßburg dagegen haben die Streben in der Höhe noch eine beträchtliche Stärke und durch ihre selbständigen Horizontalteilungen und lebhaftere Dekoration ein eigenes schnelleres Aufsteigen. Sie bilden eine eigene Struktur, in die die Geschoßwände eingespannt sind. In Schlettstadt erscheinen sie, eng an die Wand herangenommen, fast nur noch als Bänder. An die Stelle des vorgeblendeten Maßwerks treten ganz flache, zarte Blendnischen. Die Tabernakel sind als kostbare Zierstücke frei hinzugefügt, ohne daß sie wie in Straßburg in die struktiven Zusammenhänge ein-

greifen. Sie betonen nur den Ansatz des Geschosses und verschleiern eine geringfügige Verjüngung der Streben. Die Strebebögen dienen jetzt wieder ganz der Fläche als Rahmen, wie es an der Fassade von St. Thomas in Straßburg bereits der Fall gewesen war.

Und doch reicht dies zur Charakterisierung der Turmstreben und ihres Verhältnisses zum Ganzen in Schlettstadt noch nicht aus. Sieht man genauer zu, so bemerkt man, daß sie — wenigstens oberhalb der Tabernakel, teilweise auch schon am Kaffgesims (Ostseite) — nicht mit den vier Wänden fluchten, also nicht an den äußersten Ecken des Stockwerks sitzen. Sie sind wie in Freiburg — nur viel weniger sichtbar — zur Mitte hin versetzt; aber ganz im Gegensatz zu Freiburg erscheint der Rest der Wände zwischen ihnen nicht als erhabene Kante, sondern es bildet sich eine vertiefte Ecke. Mit anderen Worten: die Wandflächen rücken jeweils innerhalb der Streben nach vorn.

Die Tatsache, die auch in Straßburg schon ganz schwach angedeutet ist, wird dem Betrachter kaum klar, und doch ist die Wirkung im Verein mit anderen Gegebenheiten spürbar. Die Wände sind auf diese Weise leicht voneinander isoliert, jede ist als eine gerahmte Tafel für sich genommen und in ihrem Rahmen nach vorn gerückt, aktiviert. Der Turm gewinnt damit etwas Nach-Außen-Gekehrtes, Schauendes, dem die Fenster den Ausdruck verleihen. Ihre doppelte Rahmung — gebildet erst durch die breit in die Fläche gezogenen Profile, dann durch das Rechteck aus Gesimsen und Streben — bringt das axiale Schauen des Turms zustande.

Der Schlettstadter Turm ist in der Nachfolge Straßburgs einer der ersten — wohl gleichzeitig, aber unabhängig von der Stiftskirche St. Martin in Colmar — für deren Südwestturm auch Straßburger Formen Vorbildlich waren. Trotz glatter Wand wird in Colmar jedoch der aufwendige Strebebögen Dekor übernommen, der in Straßburg nur im Zusammenhang mit der Maßwerkpracht der Westfassade sinnvoll ist. Die differenzierte Lösung der »vertieften Turmkanten« ist diesem Turm unbekannt. So erweist sich der Schlettstadter Turm als der konsequentere und feinere.

11, 12 Auf den Versuch, die beiden Hauptelemente des Schlettstadter Westbaus abzuleiten und zu charakterisieren, muß eine Untersuchung ihres gegenseitigen Verhältnisses folgen.

Der repräsentative Turm übergreift mit ausladenden Streben den als einheitliches Gebilde zu begreifenden schlichten, kastenförmigen Querbau. Aufschlußreich ist, wie die nördlichen und südlichen Turmstreben aus der Westwand des Querbaus herauswachsen. Vorbereitet sind sie durch den allmählichen Übergang von hellem Granit zu rotem Sandstein. Sie setzen zu einem Teil über den darunter befindlichen Fenstern an. Das ist eine gotischen Baugesetzen sonst fremde Aufeinanderfolge von Hohl- und Massivform und erklärt sich nur aus dem Willen, die Verbindung der Teile durch eine sichtbare Verzahnung anschaulich zu machen.

Kompositorisch ist alles getan, beide Bauelemente aneinanderzubinden. Das Fenster über dem Westportal gehört sowohl der Reihe der Querbaufenster an (sein Scheitel liegt in gleicher Höhe mit ihnen)

als auch der senkrechten Turmbahn, der es in der engen Aufeinanderfolge mit dem Portal energische Aufstiegskraft verschafft. Das Westfenster des ersten Turmfreigeschosses schließt sich mit der unteren Fensterreihe zu einem Dreieck zusammen. Dies ergibt eine feste Gruppierung, ebenso wie die Reihung der Streben — zwei hohe, beiderseits flankiert von zwei niedrigen — eine stabile Staffelung entstehen läßt. Der Hauptanteil an der Vereinheitlichung zu einer richtigen Fassade, die mehr darstellt als nur eine Durchkreuzung zweier Baukörper, liegt aber doch bei der verbindenden Qualität der Fläche. Sie kommt überall neben und über den Fenstern zur Sprache, am Turm ebenso wie am Querbau, und schafft hinter den angesetzten Streben ein Wandkontinuum.

Trotz der konstatierten Gegensätzlichkeit der einzelnen Teile stellt der Schlettstadter Westbau eine einheitliche Baufigur dar, die in ihrer zeichenhaften Form das Stadtbild früher sicherlich noch stärker beherrschte, als dies heute der Fall ist.

Die Stellung im Stadtbild

Seit der Errichtung des Westbaus, der als ein Zeichen für die Blüte der Stadt im 14. Jahrhundert gelten kann, nahm die Stadt weiterhin einen ständigen Aufschwung. Die Schlettstatter Humanistenzeit des 16. Jahrhunderts bezeichnet den Höhepunkt dieser Entwicklung. Mit dem Wohlstand kam auch das Bedürfnis nach größeren und besseren Häusern auf. Die Zahl der Stockwerke wuchs. Der Aufbau des oberen Turmgeschosses an St. Georg wird vielleicht schon als eine Reaktion auf solche Veränderungen angesehen werden müssen. Um 1540 baute das Kloster Ebersmünster sein Stadthaus von beträchtlicher Höhe vor die Fassade der Kirche.

Die Lage der Westfassade im Straßennetz war von Anfang an nicht günstig. Es gibt keinen freien Platz davor³⁰, keine Straße führt frontal darauf zu. Immerhin hätte die auf den Nordquerarm gerichtete Straße ohne das »Hôtel Ebersmünster« mehr von der Fassade erschlossen. Außerdem liegt die

Kirche in der Nordostecke der Stadt, so daß die Westseite nicht direkt zum Zentrum mit dem Marktplatz und dem Rathaus gerichtet ist. Ein Blick über die Dächer der Stadt macht klar, wie eng sich trotzdem die Beziehungen zum Stadtbild auch heute noch zeigen und wie überlegt diese Beziehungen gestaltet sind. Mit dem Dach assimiliert sich der Querbau ganz seiner Umgebung. Es ist schlicht wie bei den umliegenden Häusern ohne auffällige Friese oder Galerien aufgesetzt; die Fialen bleiben unterhalb der Dachzone. Der Turm setzt sich durch den energischen Rücksprung seiner Strebepfeiler in der Höhe des Quaderbaudaches vom Unterbau wie vom Häusergedränge ab. Das indifferente Zwischengeschloß bewährt sich in dieser Ansicht als erneuter Sockel für den Turm, so daß dieser über die Dächer der Häuser hinaufgehoben erscheint. In dieser Beobachtung wird noch einmal der Sinn des unterschiedlichen Charakters von Querbau und Turm



15. Schlettstadt, St. Georg. Turm von Nordwesten

klar. Gerade der Typus des Querbaus mit einem Turm erlaubt gleichzeitig ein Angleichen und Überhöhen. Auch in der Nabsicht — von der Straße aus, die vor der Westseite vorbeiführt — bietet die Fas-

sade ein Bild von überraschender Kraft: das Ausgreifen nach oben und den Seiten gibt dem Bau das Beherrschende.

Die Südseite

Eine günstige Lage zeichnet die Südseite aus. Auf sie führt eine Straße direkt zu; hier liegt auch die Haupteingangsseite, auf die besondere Pracht konzentriert ist. Dehio meint wohl speziell diese Ansicht, wenn er im Handbuch schreibt: »In ihrer feierlich reichen Behandlung wollen diese Bauteile etwas der klassischen Zeit Ebenbürtiges schaffen, vermögen aber nicht mehr, an sie heranzureichen.«

Hier finden sich die der Straßburger Münsterfassade am nächsten stehenden Details: das während der Revolution seiner Skulpturen beraubte Portal in seinen Proportionen, vor allem aber in der Ein-

zelheit der maßwerkgezierten Sockelstücke für die Standfiguren — eng verwandt überdies auch dem Westportal von St. Florentius in Niederhaslach; die Zeichnung der Rose, die den Fensterrosen im Erdgeschoß der Straßburger Fassade auf der Süd- und Nordseite nachgebildet ist; schließlich der von Blendenden besetzte Giebel, ein Motiv, das in der Planung auch in Straßburg eine Rolle gespielt haben muß³¹, und die Maßwerkgalerien.

Trotz der Zitatentreue dieser »klassischen« Details wirkt die Fassade spröde. Das liegt daran, daß die Motive nur zusammengesetzt sind, ohne untereinan-

der sinnreich verbunden, d. h. komponiert zu sein. Auf das schlanke, schmale Portal folgt das breitere Fenster, dann der noch breitere Giebel — als die drei hervorstechenden, feiner gemeißelten Formen. Die beiden Blendnischen neben dem Portal verschaffen diesem auch nicht mehr Breite, im Gegenteil, sie steilen es auf, auch wenn man sich in ihnen zwei kleine Rechteckfenster ergänzen muß, die erst in neuerer Zeit zugesetzt wurden. Wie ganz anders »gebaut« wirken die hier als Vorstufen wichtigen, älteren Querhausfronten von St. Martin in Colmar, wo die Portalzone der Fenstergruppe darüber als geschlossener Sockel dient. Was die Prachtmotive in Schlettstadt zusammenhält, sind Streben und Wand der schlichten Kastenarchitektur des Querbaus. Das Portal erscheint davorgesetzt, das Fenster eingebrochen, der Giebel aufgesetzt, die Galerien dazwischengespannt. Darin liegt der größte Unterschied zu Colmar, daß dort die freie Komposition der Motive das architektonische Gerüst mitbestimmt: die Quaderfläche ist in echtem Sinn als tragendes Wirkungsfeld genutzt, die schräg gestellten Strebe Pfeiler sind als hinweisende und ausweitende Begleitung angesehen, während in Schlettstadt die Streben die zwingende, enge Begrenzung bilden, zwischen die die Ziermotive wie eingefüllt erscheinen.

Wenn im 14. Jahrhundert noch kathedraltotische Einzelheiten zitiert werden, handelt es sich meist um den Blicken zugewendete Schauseiten, die stellvertretend für den ganzen Bau stehen und oft komprimiert und wie Abkürzungen wirken. Es sind also Gründe der Repräsentation, die solche Lösungen hervorbringen — so auch in Schlettstadt. Wir erwähnten schon, daß das Südportal am Westbau der Haupteingang zur Kirche ist — die dort eingritzten Eichmarken bestätigen das auch für das Mittelalter.

Aber es scheint noch etwas anderes hereinzuspielen: die Straße, an deren einem Ende diese Fassade der Pfarrkirche steht, führt am anderen Ende auf die ungegliederte Nordseite der Doppelturmfassade von St. Fides zu, der romanischen Klosterkirche eines alten Benediktinerpriorats. Seit Gründung der Stadt waren die Benediktiner deren schärfste Gegner. Nur

nach und nach trotzte die Stadt in zähem Kampfe dem Probst einige Rechte ab, bis am Anfang des 16. Jahrhunderts die Stadt endgültig siegte und das Kloster einging. Gerade für das Jahr 1299 — also zur Zeit der Planung des Westbaus an St. Georg, dem größten städtischen Bauwerk — ist ein heftiger Streit überliefert, den König Adolf von Nassau durch persönliche Verfügung schlichten mußte³².

Sicherlich wollte die Stadt mit dem neuen Westbau die alte Klosterkirche übertrumpfen. Schon das ursprünglich allein geplante erste Turmfreigeschoß hätte mit seinem Helm die Türme von St. Fides überragt. Und sicherlich liegt in der Südwendung der Schauseite auch ein unmittelbares Hindeuten auf das Ziel dieses Triumphes. Dem verschlossenen Wesen der romanischen Kirche wird die Prachtfaltung neuen gotischen Bauens entgegengesetzt. Das Gewollte und leicht Gezwungene in der Motivanhäufung dieser Schaufront erklärt sich so — wenigstens zu einem Teil — als ein Politikum.

Das alles wurde früher sehr viel deutlicher, als der Westbau von St. Georg noch wie auf einem kleinen Hügel stand, der im 19. Jahrhundert eingeebnet worden ist. Es ergab sich ehemals eine eindrucksvolle Terrainsteigerung von der niedriger gelegenen Klosterkirche hinauf zur städtischen Pfarrkirche, artikuliert durch mehrere kurze Treppenzüge³³, aufgenommen dann und hinterfangen vom Bau selbst in der großen Stufung des südlichen Querarms zum dahinter aufragenden Turm. Dieses Bild, präzise gerahmt durch die benachbarte Bebauung, muß eine bedeutende städtebauliche Leistung vorgestellt haben, ehe es durch die Bodennivellierung gewaltsam getrübt wurde.

Die Königspfalz »Slezistat« lag auf der höchsten Erhebung der weiten, oft überschwemmten Ill-Niederung. Die Pfarrkirche St. Georg steht als Nachfolgerin der alten Pfalzkapelle auf diesem höchsten Punkt der Stadt, dem ehemaligen Pfalzgelände, das für Friedrich II. die Rechtsgrundlage abgab, 1217 den ganzen Ort — gegen den Willen des Klosters — zur Reichsstadt zu erheben.

Überdies läßt sich wahrscheinlich machen, daß für den Westbau das Gelände noch künstlich erhöht wurde. Die alte Bodenhöhe vor der Nivellierung

läßt sich am Außenbau wie im Innern noch deutlich ablesen. Sie lag etwa 0,80 bis einen Meter höher als heute. Die Spuren an den umliegenden Häusern zeigen, daß der eigentliche »Hügel« tatsächlich auf den Westbau und dessen allernächste Umgebung beschränkt war. Der Fußboden des spätromanischen Langhauses lag 80 Zentimeter tiefer als der aufgeschüttete des Westbaus. Man kann das noch an den alten Säulenbasen der Wandvorlagen nachprüfen. Dies muß auch das Niveau des ehemaligen Pfalzgeländes am Anfang des 13. Jahrhunderts gewesen sein, denn man baut eine neue Kirche nicht um mehr als einen halben Meter tief in die Erde hinein. Und innerhalb der kurzen Zeit von etwa siebenzig Jahren, die zwischen dem ersten Langhausbau und der Westpartie liegen, kann der Siedlungsboden — noch dazu nur auf dem begrenzten Raum dieser Stelle — nicht um eine solche Spanne wachsen. Man wird einem Architekten, der mit dem Chor Neubau von Breisach in Verbindung steht, eine solche »Landschaftskunst« zutrauen dürfen, denn der Chor dort ist auch emporgehoben, wenn auch durch einen regelrechten Unterbau. Ähnliche Fälle wie in Schlettstadt sind nicht selten. So stehen auch der

Regensburger Dom und der Chor des Augsburger Doms auf einem künstlich geschaffenen Podest. Es muß auch daran erinnert werden, wie das Gelände um die Pfarrkirche von Bergheim, die ja aus der Bauhütte von St. Georg-West hervorging, durch Terrassierungen gestaltet ist. An den heute überlängten Proportionen der Südfassade des Schlettstadter Westbaus macht sich die Nivellierung jetzt ebenso ungünstig bemerkbar wie an dem unförmigen Sockel der Süd- und Westseite. Am ärgsten aber nehmen sich die Veränderungen im Innern aus, wo der Restaurator eine umlaufende Steinbank um Wände und Pfeiler entstehen ließ. Wieviel der »Hügel« aber für den Bau bedeutete, haben wir in der Gegenüberstellung mit St. Fides gesehen. Doch zeichnete die erhöhte Lage den Westbau auch vor allen anderen Bauwerken der Stadt aus.

Der Name »Schlettstadt« meint »Stätte im Schilf«, also erhöhter Platz in sumpfigem Gelände. In den Neubau des Westwerks von St. Georg, der stolzesten Bauunternehmung der Stadt, ist also bewußt oder unbewußt das Motiv hineingenommen, das die Siedlung hat entstehen lassen: die erhöhte Stätte.

Das Innere

Auch für das Innere des Westbaus muß die erhöhte Lage gegenüber dem Langhaus bedeutungsvoll gewesen sein. Der Niveauunterschied wurde wohl durch einige Stufen im ersten Langhausjoch überbrückt, so daß man, wenn man durch das Südportal die Kirche betrat, erhöht über den drei Schiffen stand, die sich dem Blick nach rechts öffneten.

Vorbilder dazu kann man in den älteren Querschiffanlagen mit hochgelegenen Fußboden sehen, die es immer da gibt, wo eine Krypta untergeschoben ist. Solche Querhäuser gehören dann aber zu einem Chor. Nun war jedoch der Schlettstadter Westbau liturgisch kein bedeutsamer Bauakt; er bot wenig Platz zur Aufstellung von Altären, und die wenigen ikonographischen Hinweise, die auf uns gekommen sind — Schlußsteine und Glasmaleereien — reichen nicht aus, einen besonderen kultischen Sinn für den Querbau zu erschließen. Es ist

überliefert, daß hier die Grabsteine berühmter Bürger der Stadt standen, doch vom Ostchor gilt dasselbe. Zu bedenken ist, daß drei Portale in diesen Bauteil führen; die Funktion einer Eingangshalle ist also ganz sicher. Gerade dabei aber spielte der erhöhte Boden eine Rolle: er bewirkte eine Distanzierung vom Langhaus, ohne zu trennen, und gewährte jene Übersichtlichkeit, die die älteren elsässischen Westwerke nicht zu schaffen vermochten. Diese waren oft dunkel, niedrig und eng, das abriegelnde Portal lag im Halbdunkel. Ging man hindurch, so stand man unvermittelt im anderen Medium des Kirchenschiffes. In Schlettstadt dagegen erschließt die »Vorhalle« unmittelbar und in voller Übersichtlichkeit die Anlage der Kirche bis in den Chor hinein. Es ist das Streben nach Klarheit, das auch im Außenbau in der reinlichen Durchdringung der Baukörper hervorsticht.

Die Raumbildung des Querbaus selbst ist von größter Einfachheit. Auch im Innern erweist sich die reine Fläche als Grundform. Sie läuft ununterbrochen durch und läßt auch hier den Eindruck des Kastenförmigen entstehen, denn die fast vollplastischen Runddienste der Vorlagen stehen dem Eindruck nach vor der Wand. Der Raum lenkt nicht auf sich, hat nichts Konzentrierendes, wie etwa die

Turmhalle des Straßburger Münsters durch ihre kostbare Innengliederung. Bezeichnenderweise fehlt ihm die ruhende, behäbige Breite elsässischer Innenräume, stattdessen steigt er asketisch-schmal in die Höhe, nicht zum Verweilen geschaffen, auch nicht für sich allein denkbar, nur in der Erschließung des Langhauses sinnvoll.

Der Typus der eintürmigen Querbaufassade

Die Kunstwissenschaft hat sich bisher kaum mit dem Fassadentyp beschäftigt, den die Westanlagen von St. Thomas in Straßburg und St. Georg in Schlettstadt vertreten³⁴. Deshalb soll hier eine charakterisierende Definition versucht, das Problem der Herkunft angedeutet und ein flüchtiger Überblick über die Verbreitung gegeben werden.

Selten findet man eine Kirchenfassade dieser Art von Westen her abgebildet. Ebenso gibt es keine eigene Bezeichnung der Bauform. Man begnügte sich mit einer umständlichen Beschreibung von Fall zu Fall. Die Wendung »eintürmige Querbaufassade« eignet sich vielleicht, den Sachverhalt in knappster Form zu benennen, indem die Bestandteile aufgezählt werden und die Eigenschaft als Fassade, die sich geradezu aufdrängt, berücksichtigt wird. Wenn der Typus in dieser Weise nominal definiert ist, können auch verwandte Lösungen, wie Einzeltürme, die erst später durch flankierende Kapellen zu Fassaden ausgebaut wurden, darunter begriffen werden.

Zu den üblichen Fassadengattungen bestehen Parallelen und charakteristische Unterschiede. Bei der Verschränkung der Bauteile von Querbau und Turm ergeben sich zwangsläufig Wandfelder, die das bildhafte Element einer Fassade schaffen. Im Verein mit den Wandöffnungen kommt ein ausgerichtetes Schauen zustande (Fassade=Gesicht). Als Kompositionsschema der Binnenmotive bietet sich das Dreieck an, das ja auch Grundform der Fassaden aus dem basilikalen Querschnitt ist. Die Anordnung in drei vertikalen Streifen entspricht zugleich der Doppelturmfassade, zu der grundrißmäßig engste Verwandtschaft besteht. Sehr oft sind angefangene

Doppelturmfassaden in der Form eintürmiger Querbauten vollendet worden.

Während aber die Zweiturmfassade als Komposition in sich ruht, weil der zartere, geöffnete Mittelteil von den beiden Türmen als festen seitlichen Akzenten gerahmt und somit von der seitlichen Umgebung abgeschirmt wird, weisen die Querarme unseres Fassadentyps zur Seite und gleichen sich auch formal mit ihren Giebeln und Satteldächern leicht den umgebenden Häusern an. Zugleich verschafft der Quertrakt dem Turm einen Sockel, der es ihm erlaubt, erst über den Dächern einer Stadt anzusetzen und als emporgehobene, krönende Form zu »schweben« (Schlettstadt). Dies kommt der gotischen Auffassung vom Turm entgegen, sich aus einzelnen Aufsätzen aufzubauen — häufig genug stehen gotische Türme auf massiven älteren Unterbauten.

Die Zweiturmfront verliert mit dem späten Mittelalter mehr und mehr an Bedeutung. Dagegen wird das Monumenthafte und Individuelle des Einzelturms zum unverwechselbaren Wahrzeichen gesteigert. Diese Qualität einbegreifend, bietet die eintürmige Querbaufassade eine eigene Variationsmöglichkeit, den Einzelturm in ein Bauganzes einzugliedern und doch auch eine Schauwand zu erhalten, ein Problem, das sich gerade im deutschen Kirchenbau der Gotik oft stellte. Man denke nur an die Bemühung des ersten Turmmeisters in Freiburg, dem dortigen Unterbau mit Hilfe der ausladenden westlichen Langhausstreben flügelhafte Breite zu verleihen, und durch die zwei Rosenfenster den Eindruck einer Fassade zu erzeugen.

Querbaufassaden mit Einzelturm stehen oft als



16. Köln, St. Kunibert nach einer Lithographie von 1827

Blickfang in exponierter Lage über einem Flußtal, an einem Platz oder am Ende einer Straße. Dabei bewährt sich die eigentümliche Ausdruckskraft ihres Umrisses. Das beherrschende Ausgreifen in die Breite und das zentrale Aufwachsen in die Höhe in der zeichenhaften Figur des auf dem Kopf stehenden »T« bringt eine gestisch kraftvolle Gebärde zustande, die sich als besonders fernwirksam erweist. Die Fassade präsentiert sich dem Betrachter ähnlich wie ein spätgotischer Altar, wenn er mit geöffneten Flügeln und hohem, turmartigen Gesprenge fassadenhaft in den Kirchenraum ausstrahlt.

Während die französische Kathedrale eigene Innenräume aus der Fassade weitgehend eliminiert, wird in Deutschland, selbst bei den am meisten französisch orientierten Bauten der Gotik — dem Kölner Dom und dem Straßburger Münster — dem Fassadenkörper so viel Eigenbedeutung zugemes-

sen, daß sich selbständige Turmhallen absondern. Kann man darin ein immanentes Beharren am Westwerk sehen, so stellt die eintürmige Querbaufassade die greifbarste Form dieser Westwerktradition in gotischer Zeit dar. Sie hat sich ohne Zweifel durch Vereinfachung aus den alten Zentralwestwerken der romanischen und vorromanischen Epoche entwickelt, wie wir es an St. Thomas in Straßburg verfolgt haben. Es bleibt aber im Unklaren, wann und wo sich die Reduktion zuerst vollzogen hat, ob am Oberrhein, in Lothringen oder im niederrheinisch-belgischen Raum.

Am Oberrhein sind zwei der wichtigsten Bauten des elften Jahrhunderts, die Bischofskirchen von Speyer und Straßburg, hypothetisch mit eintürmiger Querbaufassade rekonstruiert worden³⁵.

Für Lothringen sprechen einige kleine Kirchen in der Nähe von Metz, die einen westlichen Querraum

mit einem Mittelturm besitzen. Sie spiegeln damit wahrscheinlich einen monumentalen Metzser Kirchentypus der ottonischen Zeit wider³⁶.

Belgien und der Niederrhein schließlich besitzen schon ottonische Westwerke mit flankierenden Anbauten, die Ausgangspunkt für unseren Fassadentyp gewesen sein können (St. Gertrud in Nivelles). Diese Landschaften, die etwa der Lage des lotharingischen Zwischenreichs entsprechen und daher auch in anderer Beziehung Gemeinsamkeiten haben, sind mit Ausnahme Lothringens auch die Hauptverbreitungsgebiete des Bautyps in späterer Zeit, wobei Norddeutschland, insbesondere die Ostseeküste bis nach Riga hinauf vom niederrheinischen Bereich abhängig sein dürfte.

14 Aus dem Oberrheingebiet wurde schon der von Schlettstadt und Straßburg abzuleitende Fassadentorso der Kirche St. Stephan in Breisach genannt, der sich hoch vom Berge herab dem Rhein zuwendet (vgl. Anm. 20). Es wäre hier noch St. Paul in Worms anzuführen, eine Klosterkirche, deren querliegender Westbau aus dem 13. Jahrhundert stammt und in Anlehnung an den alten Westbau des Speyerer Doms eine turmartige, achteckige Kuppel trägt.

16 Der zerstörte Westbau der Stiftskirche St. Kunibert in Köln gehörte zu den ausgewogensten Anlagen des Typs, wenn auch der Turm nicht gleichzeitig mit dem spätromanischen Unterbau ausgeführt gewesen ist. Verwandte Werke wie die Fassaden von St. Andreas und St. Ursula in Köln, der Westbau der Klosterkirche in Mönchen-Gladbach u. a. zeigen, daß der Typ hier kein Fremdling ist. Mit St. Kunibert in Köln ist zusammenzusehen der Westbau der Stiftskirche St. Quirin im benachbarten Neuß. Gestalt und städtebauliche Situation der Kirche, die wie St. Thomas in Straßburg zunächst zweitürmig geplant war, ist schon beschrieben worden (s. o. S. 24).

Die niederrheinische Gruppe gehört geographisch und genetisch wahrscheinlich zusammen mit den Kirchen unseres Typs in Belgien, obwohl hier keine Beispiele des 13. Jahrhunderts erhalten sind. Die großartige Fassade der Kapellenkirche in Brüssel (Notre Dame de la Chapelle)³⁷ schaute früher, als sie noch nicht von der hohen, modernen Bebauung

umstellt war, mit ihrer in leuchtendem Kalksteinquaderwerk verblendeten Fassade weit in das Sennetal hinaus. Sämtliche Langhausjoche der Kirche sind mit einzelnen Quedächern eingedeckt. Dadurch, daß der Turm nun in das erste Joch hineingestellt ist, ergibt sich das Fassadenschema in der Art von Schlettstadt. Weitere ausgeprägte Beispiele eintürmiger Westquerbauten in Belgien bieten die Stadtkirche St. Martin in Kortrijk³⁸, die Hauptpfarrkirche St. Bavo in Gent mit dem großen Platz vor der Fassade und O.-L.-Frouw-ten-Poel in Tienen³⁹, eine Fassade, die dadurch entstanden ist, daß das östliche Querhaus, bei dessen Errichtung der Kirchenbau ins Stocken geriet, nachträglich zu einer Einturmfassade umgebaut wurde. Sie beherrscht den südlichen Teil des Marktplatzes ähnlich wie etwa die Tuchhalle den Hauptplatz von Brügge. In Anlehnung an die Pfarrkirche baute man in Tienen auch das Westwerk der Klosterkirche St. Germanus aus und gab dem blockhaften Bau im 16. Jahrhundert Giebel nach Nord und Süd und einen Turmaufsatz. Häufig wird ein dreiseitig frei vor eine Kirche gestellter Turm später mit flankierenden Kapellen versehen, so daß auf diese Weise der Eindruck gelagerter Flügel entsteht. Ein typisches Beispiel dieser Art, die Stadtkirche St. Nicolai in Kalkar am Niederrhein⁴⁰, soll hier für viele weitere Kirchen in Norddeutschland stehen.

Die Pfarrkirche der Altstadt von Brandenburg a. d. Havel, St. Gotthard, besitzt eine St. Thomas in Straßburg überraschend ähnliche Fassade aus dem 13. Jahrhundert, die zunächst auch auf zwei Türme berechnet war⁴¹. Ihr war der ehemalige Westbau der Stadtkirche von Wittstock a. d. Dosse verwandtschaftlich verbunden⁴². Mehr der niedersächsischen Tradition eines kompakten Westwerks mit Glockenturmaufsatz entsprach der spätgotische Westbau der Stadtpfarrkirche von Helmstedt, wie Merian ihn in einer Ansicht aus dem 17. Jahrhundert überliefert. Die Kirche, deren Turmaufsatz heute fehlt, liegt beherrschend auf dem Papenberg, dem höchsten Punkt der Stadt, und ist mit ihrer Fassade auf die Stadtmitte hin ausgerichtet⁴³.

Im äußersten Nordosten hat sich mit dem Westbau des Rigaer Doms (begonnen um 1270) ein sehr



17. Brüssel, Notre Dame-de-la-Chapelle.
Fassade von Nordwesten vor der Restaurierung

reines Beispiel unseres Bautyps erhalten⁴⁴. Man wird vermuten dürfen, daß ein Vorbild in den großen Städten der Ostseeküste existiert hat. Vielleicht besaß der zweite Bau der Lübecker Marienkirche eine solche Anlage. Denkbar ist sie vor allem für St. Marien in Rostock, bevor deren Seitenteile turmartig erhöht wurden. Das Westwerk der Klosterkirche von Bergen auf Rügen ist erst im 14. Jahrhundert im Sinne einer eintürmigen Querbaufassade ausgebaut worden, kann also nicht als Vorbild für Riga gelten⁴⁵. Auf das gleiche fiktive Urbild müßte man auch den Turmbau von St. Marien in Stralsund zurückführen, der zu den phantasievollsten Nachempfindungen der romanischen Westwerkidee zu zählen ist. Ein alter Zugang führte von Westen her auf die Inselstadt und war genau auf

die Fassade gerichtet, die sich flügelartig ausbreitet. Wie sehr sie auf Fernwirkung hin angelegt ist, macht die Verwendung der helleren Glasurziegel an den trennenden Treppentürmchen zwischen Turm und Flanken deutlich, wodurch die markante Dreiteilung im Kontrast klar erscheint.

Die Vorzüge der eintürmigen Querbaufassaden blieben nicht auf Kirchen beschränkt. Schon im 13. Jahrhundert gibt es Rathäuser und andere städtische Baugattungen, die einen Mittelturm in langer Bauflucht anordnen. Das früheste Werk dieser Art scheint die Tuchhalle von Ypern zu sein (begonnen angeblich 1200), die bis ins 17. Jahrhundert hinein auch die Funktion eines Rathauses innehatte. Nach dem gleichen Schema sind errichtet: die Tuchhalle von Brügge, die Rathäuser von Dendermonde, Dan-



18. Riga, Dom. Fassade von Südwesten

zig und Posen. Auch sie beherrschen fassadenhaft ihre Umgebung.

Was ihre Funktion anlangt, sind die Rathäuser und ihre Türme in vieler Hinsicht Nachfolger der kirchlichen Westwerke — als Gerichtsstätten, als Ort der kommunalen Glocken, als Huldigungsstätte. So wundert es nicht, daß auch sie an den Baugedanken des Westwerks anspielen.

Die Auswechselbarkeit von Sakral und Profan bei dieser Bauform bleibt noch späteren Zeiten im Gedächtnis. Der Perlachturm an St. Peter in Augsburg — Kirchturm und Stadtturm zugleich — besitzt in all seinen wohl überlieferten Planstufen Querarme, selbst die endgültige Lösung Elias Holls bleibt bei der Form des auf dem Kopf stehenden »T«⁴⁶. Das Rathaus und die katholische Kirche

von Mannheim reihen sich als Flügel an einen Mittel-turm, so daß von der Inschrift »JUSTITIAE ET PIETATIS« das »et« auf den gemeinsamen Turm entfällt. Die gleiche Anordnung, die als monumentale Platzfassade eine große Wirkung hat, wiederholte sich in Mannheim an der wallonisch-reformierten und der deutsch-reformierten Kirche und am sogenannten Kaufhaus, das am Paradeplatz stand⁴⁷. Bei der Wallfahrtskirche in Birnau am Bodensee schließen sich an den Kirchturm seitlich zwei kurze Wohntrakte an, die dem Bau Fassadenhaftigkeit verleihen und ihn auf den See ausgerichtet erscheinen lassen.

Als weitere barocke Bauten nach unserem Schema können die Fassaden von St. Trinitatis in Worms oder jene von St. Anna in Limehouse in England⁴⁸

und die Rathäuser von Lissa bei Posen⁴⁹, Le Cateau bei Cambrai⁵⁰ und Parma genannt werden.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein wurden zerstörte oder unvollendete Zweierturmfassaden oft mit einem Turm im Sinne der Querbaufassade ausgebaut: ehemals Lautenbach im Elsaß (15. Jahrhundert)⁵¹, Châtillon-sur-Seine⁵², Klosterrath/Provinz Südlimburg (17. Jahrhundert)⁵³, Andlau im Elsaß (um 1700), Diesdorf/Altmark und Issoire/Auvergne (19. Jahrhundert).

Das 19. Jahrhundert greift die Tradition der flämischen Rathäuser mit Mittelurm wieder auf —

die bekanntesten Werke sind die Rathäuser von Berlin, Hamburg und München.

In der kirchlichen Baukunst scheint das Motiv, sieht man von einigen Bauten des Schinkelkreises und unbedeutenden Landkirchen der Neugotik ab, vergessen zu sein, bis es Gabriel von Seidl am Ende des Jahrhunderts an der neuen St. Anna-Kirche in München in den Formen rheinischer Romanik wieder aufnimmt und damit eine Reihe ähnlicher Werke eröffnet, unter denen die neuromanische HL.-Geistkirche in Schweinfurt die wirkungsvollste ist.

Anmerkungen

Die wichtigste Literatur zum Westbau von St. Thomas in Straßburg: Friedrich Carl Heitz, Die St. Thomaskirche in Straßburg. Straßburg 1841. — Louis Schneegans, L'Église Saint-Thomas à Strasbourg, Strasbourg 1842. — Alfred Woltmann, Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß. Leipzig 1876, S. 101 f. — Franz Xaver Kraus, Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen [= Inventar]. I, Niederelsaß. Straßburg 1876, S. 527. — Ernst Polaczek, Der Übergangstil im Elsaß. Straßburg 1894, S. 66 f. — Ernst Polaczek, Die Thomaskirche. In: Straßburg und seine Bauten. Hrg. vom Architekten- und Ingenieurverein. Straßburg 1894, S. 235. — Sebastian Hausmann und Ernst Polaczek, Denkmäler der Baukunst im Elsaß. Straßburg 1906, Textband S. 31. — Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, IV, Südwestdeutschland. Berlin 1911, Anhang Elsaß-Lothringen, S. 477 f. — Eugène Lefèvre-Pontalis, L'église Saint-Thomas. In: Congrès Archéologique de France LXXXIII, à Metz, Strasbourg et Colmar en 1920, Paris 1922, S. 187 ff. — Rudolph Kautzsch, Der romanische Kirchenbau im Elsaß. Freiburg i. Brg. 1944, S. 287 ff. — Marguerite Rumpler, L'Architecture religieuse en Alsace à l'époque romane... Strasbourg 1958, S. 100. — Théodore Rieger, Sanct Thomas. Strasbourg 1961; enthalten auch in: Théodore Rieger, Straßburger Kirchen. Strasbourg 1961.

2 Reinhardt hat seine Thesen in drei Aufsätzen — unter jeweils anderer Akzentsetzung — niedergelegt: Hans Reinhardt, La Cathédrale de l'évêque Wernher. In: Bulletin de la Société des Amis de la Cathédrale de Strasbourg, 2^e série, II, 1932, S. 50. — Hans Rein-

hardt, Das erste Münster zu Schaffhausen und die Frage der Doppelturmfassaden am Oberrhein. In: Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, N. F. XXXVII, 1935, S. 251. — Hans Reinhardt und Etienne Fels, Etudes sur les églises-porches carolingiennes et leur survivance dans l'art roman. In: Bulletin Monumental, 1935 und 1937, S. 440 im zweiten Teil von 1937.

3 Diese Meinung hat auch Werner Noack ausgesprochen; vgl. Peter Anstett, Die Stiftskirche St. Martin in Colmar. Phil. Diss. Freiburg i. Brg. 1962 (Ms.), S. 177, Anm. 15.

4 Alle romanischen elsässischen Westwerke findet man abgebildet bei Kautzsch, a.a.O.

5 Diese Stillage hat zuerst Werner Groß definiert. Er schreibt über den Flächencharakter der Regensburger Dominikanerkirche: »Die geschlossene Wandfläche, die sich über und hinter den Teilungsgliedern ausbreitet, ist nicht als schwere Mauer charakterisiert... Die Wand wirkt... selbst verdünnt, fast schwerelos, sie erscheint als der neutrale, einheitliche Grund, vor dem die Jochteilung sich vollzieht.« (W. Gross, die Hochgotik im deutschen Kirchenbau. Der Stilwandel um das Jahr 1250. In: Marburger Jb., VII, 1933, S. 300).

6 Ernst Adam, Der Turm des Freiburger Münsters. In: Schau-ins-Land, LXXXIII, 1955, S. 23 f.

7 Während einer Restaurierung am Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die in der Verbaugung steckenden Säulen mit ihren Kapitellen aufgedeckt. Eine

Fotografie dieses Zustandes befindet sich in der Sakristei der Kirche. Es sind Knospenkapitelle, wie deren eines noch heute in der Nordwestecke der ehemaligen Vorhalle zu sehen ist. Die Rekonstruktionszeichnung Abb. 3 muß demnach korrigiert werden; außer der fehlerhaften Darstellung der Kapitelle dürfte die Proportion der Säulen zu untersezt ausgefallen sein.

⁸ Otto Schmitt, Die gotischen Skulpturen des Straßburger Münsters. Frankfurt a. M. 1924, Tf. 41 b zu vgl. mit dem Posaunenengel (Foto-Marburg 26817); Tf. 58 mit den Köpfen vom Rundbogenfries.

⁹ Grundlegend: Etienne Fels, Le chœur et le transept de la cathédrale de Strasbourg. Etude architecturale. In: Bulletin de la Société des Amis de la Cathédrale de Strasbourg, 2^e série, II, 1932, S. 65 ff. — Kautzsch, a.a.O., S. 290 ff.

¹⁰ Kautzsch, a.a.O., S. 287 ff.

¹¹ Joseph Walter, L'Eglise Saint-Etienne de Strasbourg d'après des dessins et des textes inédits. In: Archives Alsaciennes d'histoire de l'art, VI, 1927, S. 3.

¹² Zur Vergegenwärtigung der früheren Situation vergleiche man auch das Stadtmodell aus der Zeit um 1720 im Historischen Museum der Stadt.

¹³ F. von Appel, Geschichte der Befestigung von Straßburg vom Wiederaufbau der Stadt nach der Völkerwanderung bis zum Jahre 1681. Straßburg 1902, S. 14.

¹⁴ Die Bebauung der beiden Parzellen, die man links neben sich hat, wenn man von der Gasse aus die Fassade der Kirche betrachtet, läßt sich seit 1381 belegen, die der rechten Seite sogar schon seit 1210. Vgl. Adolph Seyboth, Das alte Straßburg vom 13. Jahrhundert bis zum Jahre 1870. Straßburg o. J. [1890], S. 104 f.

¹⁵ Das Abweichen erklärte man bisher mit dem Hinweis auf ältere Fundamente. Die ältesten ergrabenen Grundmauern weisen nun zwar einige Unregelmäßigkeiten auf, aber nichts spricht dafür, daß die äußere Westwand schon immer im heutigen Winkel verlief. Grabungsplan von 1937 abgebildet bei Walter Bader, St. Quirinus zu Neuß. Ratingen o. J. [1955], S. 80, Abb. 51. Dort auch Außenaufnahmen des Westbaus und Situationsplan.

¹⁶ Vgl. Hubertus Schwarz, Soest in seinen Denkmälern. Bd. II, Soest 1956, S. 16 und 53 ff. Dort auch Abbildungsmaterial.

¹⁷ Vgl. Religion in Geschichte und Gegenwart. Bd. III, 1959, Sp. 1721.

¹⁸ E. Adam, a.a.O., S. 47.

¹⁹ E. Adam, a.a.O., S. 58.

²⁰ Die Profile der Wandvorlagen im Innern des Breisacher Westbaus entsprechen Schlettstadter Formen sowie als auffälligstes Maßwerkdetail ein Muster aus drei »B«-förmigen Schleifen, die in einem Kreis so angeordnet sind, daß sie sich von einander abwenden und doch mit ihrer Einziehung zur Mitte zurückweisen (Nordportal in Breisach, Südfenster in Schlettstadt). Außerdem gehen die Türen zu den Treppentürmchen des Breisacher Westbaus auf die gleiche Zeichnung zurück wie diejenigen in Schlettstadt. Diese Verbindung läßt vermuten, daß in Breisach eine ähnliche Anlage wie in Schlettstadt geplant war. Tatsächlich beweisen die allseitig freien Strebepfeiler am Turmstumpf, daß noch im späten 15. Jahrhundert an dem Projekt eines Mittelturms festgehalten wurde.

²¹ Inschrift am inneren Gewände des jetzigen Fensters: »1507«. Vgl. Gradmann, Merz, Dolmetsch: Die Marienkirche in Reutlingen. Stuttgart 1903, Anm. S. 3.

²² Die wichtigste Literatur zum Westbau von St. Georg in Schlettstadt: J. T. M. Fritsch, L'église de St. Georges à Schlestadt. Mulhouse 1856. — P. Vatin: L'église St. Georges à Schlestadt, son ancienneté comme sanctuaire chrétien et comme édifice. In: Revue d'Alsace, 1860, S. 305—315 und 364—373. — Antoine Dorlan, Notices historiques sur l'Alsace et principalement sur la ville de Schlestadt. Bd. I, Colmar 1843, S. 206 ff. — Antoine Dorlan: Etudes sur l'église paroissiale de Schlestadt. Schlettstadt 1860. — Alfred Woltmann: Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß. Leipzig 1876, S. 167 ff. — Franz Xaver Kraus: Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen. Bd. I, Niederelsaß. Straßburg 1876, S. 274 ff. — Joseph Gény, Schlettstadter Stadtrechte. (Oberrheinische Stadtrechte III, Abteilung Elsässische Stadtrechte I). 2 Bde., Heidelberg 1902 — Joseph Gény, Führer durch Schlettstadt. Berlin 1903 — Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bd. IV, Südwestdeutschland, Anhang Elsaß-Lothringen. Berlin 1911. — Alexandre Dorlan, Histoire architecturale et anecdotique de Sélestat. 2 Bde., Paris 1912. — Alexandre Dorlan, Notes sur l'église de St. Georges, rassemblées de 1911 à 1939. Manuskript in der Stadtbibliothek von Schlettstadt (ms. 450). Dorlans Schriften gelten als Standardwerke über die Kirche, enthalten jedoch zum Teil unverantwortliche

Behauptungen, so etwa wenn er schreibt, der Schlettstadter Westturm hänge nicht mit dem Straßburger Münster zusammen, sondern gehöre ausschließlich dem Stil des französischen Kronlandes an. — Georges Durand, *St. Georges*. In: *Gazette des Beaux Arts*, LXIV, 1922, S. 111. — Hans Haug, *L'Art en Alsace*. Paris 1962, S. 64. — Paul Adam, *L'Église paroissiale de Sélestat du début du XIII^e au début du XVII^e siècle*. In: *Annuaire de la Société des Amis de la Bibliothèque de Sélestat*, XIII, 1963, S. 135 ff.

¹ Kraus, a.a.O., S. 275. — Gény, a.a.O., 1903, S. 10.

² Dorlan, a.a.O., 1912, Bd. I, S. 70.

Alte Ansicht in: J. H. Lochner, *Geographische Bilderlust vom Elsaß, Nürnberg 1752*; Faksimile-Ausgabe Straßburg 1935.

In Straßburg, St. Thomas, sind die schräg gearbeiteten Balkenlöcher für den Glockenstuhl des 13. Jahrhunderts im Zwischengeschoß noch heute sichtbar. In Schlettstadt wird mit Hilfe des kurzen, breiten Treppentürmchens an der Westseite die untere nordwestliche Ecke im Innern des Turms von Türen freigehalten, um vermutlich für das Ansetzen des in diesem Geschoß geplanten Glockenstuhls in den Ecken Platz zu haben.

³⁷ Freundlicher Hinweis von Dr. Dieter Graf, Freiburg i. Brg.

²⁸ Das jetzige Gewölbe im Westbau ist nicht mit Pfeilern und Wandvorlagen bündig. Es stammt aber auch noch aus dem 14. Jahrhundert — die Schlußsteine nehmen Bezug auf das alte Marienpatrozinium. Im Garten nördlich der Kirche jedoch liegt ein Schlußstein mit Köpfen zwischen den Rippenansätzen in der Art von Breisach, der zum ursprünglichen Gewölbe gehört haben könnte.

²⁹ Eine Vorform könnte man in den Strebepfeilern des 1285 geweihten Chores von St. Georg in Hagenau sehen. Zu vergleichen sind auch die Streben am Chor der Franziskanerkirche in Colmar. Doch gehören beide Beispiele in keinen Bauhüttenzusammenhang mit der Gruppe Breisach-Schlettstadt-Sulz-Bergheim.

³⁰ 1842 wurde die alte Münsterbauhütte, spätere Lateinschule, die vor der Westfassade stand, abgerissen. Sie fluchtete mit den Häusern der Rue Babil.

³¹ Vgl. Reinhard Wortmann, *Der Westbau des Straßburger Münsters von 1275 bis 1318*. Phil. Diss. Freiburg i. Brg. 1958, Ms., S. 134.

³² Bericht hierüber bei Bernhard Hertzog, *Chronicon Alsatie*. Straßburg 1592, Buch VII, Kap. 3, S. 5.

³³ Alte Ansichten dieser Partien setzen erst nach der Nivellierung ein, doch kann man die Situation anhand alter Stadtpläne rekonstruieren (Plan von Halle, abgebildet bei Dorlan, a.a.O., 1912).

³⁴ Lediglich Reinhardt und Fels (vgl. Anm. 2) haben von der genetischen Seite her einen Vorstoß unternommen und dabei zum ersten Mal einiges Material zusammengetragen.

³⁵ Für Straßburg vgl. Anm. 2 und Etienne Fels, *La Cathédrale de l'évêque Wernher. Nouvelles recherches sur la façade (pour faire suite à l'article de M. Reinhardt paru dans notre Bulletin de 1932)*. In: *Bulletin de la Société des Amis de la Cathédrale de Strasbourg*, 1960.

Zu Speyer: Hans Kunze, *Der Westbau des Doms zu Speyer. Seine Urgestalt, seine Umgestaltung*. In: *Pfälzer Heimat*, XII, 1961, Heft 3.

³⁶ Joseph Ernst-Weis, *Früh- und hochromanische Baukunst in Metz und Umgebung (Forschungen zur deutschen Kunstgeschichte XVII)*. Berlin 1937.

³⁷ Foto Marburg Nr. 195241. Die Aufnahme gibt den Zustand vor der Restaurierung wieder, als die Langhausgiebel noch nicht wiederhergestellt waren. — Mit den folgenden Anmerkungen werden Abbildungen nur der unbekannten Bauten nachgewiesen.

³⁸ Foto Marburg Nr. 195452.

³⁹ Franz Herrenschwand, *Die Turmbauten der Gotik in den Niederlanden südlich des Rheins* (Diss. Zürich 1956). Winterthur 1956, S. 107 f. mit Abb.

⁴⁰ J. Heinrich Schmidt, *Kalkar. Die St. Nikolaikirche und ihre Kunstschätze*. Ratingen 1950, mit Abbildungen.

⁴¹ *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*. Bd. II/3, Berlin 1912, S. 2 f.

⁴² *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*. Bd. I/2, Berlin 1902, Rekonstruktionszeichnung S. 234.

⁴³ Abgebildet bei Otto Stelzer, *Helmstedt und das Land an der Elm*, Berlin-München o. J.

⁴⁴ Foto Marburg Nr. 150024.

⁴⁵ Abbildungen bei Walter Ohle, *Die Marienkirche zu Bergen/Rügen (Das christliche Denkmal Heft 34)*. Berlin 1959.

- ⁴⁶ Man vergleiche die Modelle in den Städtischen Kunstsammlungen Augsburg.
- ⁴⁷ Die genannten Mannheimer Bauwerke findet man abgebildet bei Friedrich Walter, Bauwerke der Kurfürstenzeit in Mannheim. Augsburg 1928.
- ⁴⁸ Tafel 87 b bei Margaret Whinney und Oliver Millar, English Art 1625—1714. Oxford 1957.
- ⁴⁹ Abgebildet bei Julius Kothe, Die Kunstdenkmäler der Provinz Posen. Berlin 1896.
- ⁵⁰ Abgebildet bei Pierre Héliot, La fin de l'architecture gothique dans le Nord de la France aux XVII^e et XVIII^e siècles. In: Bulletin de la Commission Royale des Monuments et Sites, VIII, Bruxelles 1957.
- ⁵¹ Alte Ansicht vor dem zweitürmigen Ausbau der Fassade wiedergegeben bei Reinhardt, a.a.O., 1932, S. 47.
- ⁵² M. Deshoulières, Châtillon-sur-Seine, Église Saint-Vorles. In: Congrès archéologique 1928, S. 188.
- ⁵³ Abgebildet bei L. Weischer, Studien zur holländisch-limburgischen Romanik. Straßburg 1934.

Die Arbeit lag in ausführlicherer Form der philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität in München 1962 als Dissertation vor. Für ihr Zustandekommen schulde ich größten Dank meinem Lehrer, Herrn Professor Dr. Werner Groß. Weiter ist zu danken Herrn Abbé Dr. Paul Adam

für die bereitwillige Erlaubnis zur Benutzung von Bibliothek und Archiv der Stadt Schlettstadt und Herrn Edmond Ponsing, dem hervorragenden Kenner der Straßburger Stadtgeschichte, für wertvolle Hinweise.

Aufnahmen: 1 Schmidt-Glaßner; 2 SATO, Strasbourg; 4, 7, 10 Verfasser; 5, 6 nach Kautzsch; 9 Cabinet des Estampes, Strasbourg; 11 Schweitzer, Schlettstadt; 12 nach Hausmann-Polaczek; 13 Monuments historiques, Strasbourg; 14 Mühlbauer, Breisach; 15 Stadtarchiv Schlettstadt; 16 Rhein. Bildarchiv, Köln; 17, 18 Foto Marburg.

Lebenslauf.

Am 14. März 1936 wurde ich, Eckhard von Knorre, als viertes Kind des Diplom-Ingenieurs Karl von Knorre und seiner Frau Annemarie, geborene Hartmann, in Küstrin geboren.

Nach dem Besuch der Volksschulen in Küstrin, Tharandt/Sachsen und Bückeburg ging ich bis zum Abitur 1956 auf das neusprachliche Steinbart-Gymnasium in Duisburg.

Seit dem Sommersemester 1956 studierte ich Kunstgeschichte in Göttingen, Freiburg, Berlin und München. Als Nebenfächer wählte ich Archäologie und mittlere Geschichte.

An den genannten Universitäten besuchte ich Vorlesungen und Übungen vor allem folgender Herren Professoren und Dozenten:

Bauch, Buschor (+), Diepolder, Gall (+), Gross, Homann-Wedeking, Horn, Hubala, Kauffmann, Messerer, Oertel, Ritter, Rosemann, Schnabel, Schuchhardt, Sedlmayr, Spörl, Tellenbach, Tintelnot, Ueberwasser, Willemsen.

